



## IMPRESSUM

Herausgeber: litprom  
Gesellschaft zur Förderung der Literatur aus  
Afrika, Asien und Lateinamerika e.V.  
Reineckstr. 3, D-60313 Frankfurt a.M.  
Postfach 10 0116, D-60001 Frankfurt a.M.  
Tel. 069 / 2102-113  
Fax 069 / 2102-227  
E-Mail: djafari@book-fair.com  
www.litprom.de  
.....

Verantwortliche Redakteurin: Anita Djafari  
unter Mitarbeit von: Bernadette Böcker, Antje te  
Brake, Petra Kassler, Antonia Stock, Nuria Wrobel

Mitarbeiter dieser Ausgabe:  
Katharina Borchardt, Amir Hassan Chehelan,  
Jutta Himmelreich, Silke Kleemann, Margrit  
Klingler-Clavijo, Kersten Knipp, Fiston Nasser  
Mwanza, Kiran Nagarkar, Xoli Norman, Andrea  
Pollmeier, Peter Ripken, Jürgen Sander, Andreas  
M. Widmann, Doris Wieser, Thomas Wörtche

Gestaltung: Renate Schlicht  
.....

Verleger und Vertrieb:  
Gesellschaft zur Förderung der Literatur aus  
Afrika, Asien und Lateinamerika e.V.  
Druck: Hassmüller, Frankfurt  
Erscheinungsweise: viermal jährlich  
Bezugsbedingungen:  
€ 20,- jährlich einschl. Versandkosten;  
das Abonnement verlängert sich automatisch,  
wenn es nicht bis zum 30. September  
gekündigt ist. Einzelpreis € 5,00  
Gefördert vom Evangelischen Entwicklungsdienst  
durch die Aktion Bildung und Publizistik (ABP)  
Bitte teilen Sie Änderungen  
der Bezugsanschrift rechtzeitig mit.  
.....

Copyright: **LiteraturNachrichten**  
Für die Übersetzungen bei den Übersetzern.  
Nachdruckgenehmigung wird gerne erteilt.  
Unverlangt eingesandte Beiträge werden geprüft,  
telefonische (Vorab-)Anfrage ist sinnvoll.  
Leserbriefe sind willkommen.  
Die Meinung in den Beiträgen gibt nicht  
unbedingt die Meinung der Redaktion wider.  
.....

Zurzeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 7 vom 1.1.2007



## EDITORIAL

Lagos, Shanghai, Kairo, Sao Paulo, Lima, Jakarta, Kalkutta, Nairobi – es gibt so viele Megastädte auf dieser Welt. Und es werden gewiss nicht weniger, der Zustrom in die Städte ist überall ungebrochen.

Wo also anfangen, wenn man sie sich zum Themenschwerpunkt erwählt hat? Welche hat die größte Aufmerksamkeit verdient, scheint am wichtigsten zu sein? Wer könnte sich am klügsten über welche Stadt äußern? Welche findet das größte Interesse bei unseren Leserinnen und Lesern? Unmöglich, diese Fragen zu beantworten. Also haben wir uns schweren Herzens entschieden: Für Buenos Aires, weil sie vielleicht die literarischste Megastadt ist. Für Johannesburg, weil es dort nicht nur Gewalt gibt. Für Bombay, weil Kiran Nagarkar so schön über sie schreiben kann. Für Teheran, weil wir sie nicht nur mit verschleierten Frauen und fundamentalistischen Mullahs assoziiert sehen wollen. Für Seoul, weil uns der Prosatext von Bae Su-Ah über das Leben in einem Hochhaus am Rande der Großstadt berührt hat.

Doch wir haben uns in dieser Ausgabe auch weniger besiedelten Regionen zugewandt. Tadschikistan hat insgesamt nur 650.000 Einwohner und feiert frenetisch einen Dichter aus längst vergangenen Tagen. Der Bericht unserer Mitarbeiterin direkt aus der Hauptstadt Duschanbe hat uns jedenfalls beeindruckt.

Sehr heutig ist dagegen der wütende Prosatext des sehr jungen und offenbar sehr begabten kongolesischen Autors Fiston Nasser Mwanza, den wir in diesem Heft vorstellen.

Wir sind also immer wieder gerne auf Empfang und freuen uns, Neues zu entdecken, das wir ebenso gerne weiter senden. Ganz so wie das inzwischen etwas altmodisch erscheinende Gerät des Weltempfängers, der uns stets Neues aus der Ferne nahegebracht hat. Nach ihm haben wir unsere litprom-Bestenliste genannt, die wir Anfang Dezember aus der Taufe gehoben haben. Auf den Seiten 36 und 37 stellen wir Ihnen dieses neue vielversprechende Projekt vor.

Und nicht zuletzt möchten wir Sie noch einmal an unser neues Angebot erinnern: litprom ist für Sie Mitglied bei der Büchergilde Gutenberg geworden. So hat jeder Abonnent der LiteraturNachrichten die Möglichkeit, zu günstigen Konditionen dort einzukaufen, ohne jede Verpflichtung. Wir hoffen, dass Ihnen diese Idee genauso gut gefällt wie uns.

Bleiben Sie uns also gewogen. Wir wünschen Ihnen alles Gute für das Neue Jahr und – wie immer zu dieser Jahreszeit – viel Zeit und Muße zum Lesen der guten Literatur, die wir so gerne empfehlen.

Anita Djafari

tp

# romm

## INHALT

### Thema

<b>Buenos Aires. Ohne Poesie keine Stadt</b> von Andreas M. Widmann	4
<b>Johannesburg. Die Freiheit, die zur Bestie wird</b> von Xoli Norman	6
<b>Bombay. Wo sonst gibt es so schöne Frauen?</b> von Kiran Nagarkar	8
<b>Teheran. Eine Stadt mit Dorfbewohnern</b> von Amir Hassan Cheheltan	10
<b>Thomas Wörtche über die Kriminalliteratur in den Städten</b>	30
<b>Stadtluft macht frei?! fragt Peter Ripken</b>	38

### Gespräch

Bae Su-Ah, Korea: Die Einsamkeit, die Freiheit heißt	14
Jamal Mahjoub, Sudan/GB: Ein Held des politischen Islamismus	20
Raúl Argemí, Argentinien: Dass ich nicht tot bin, ist nur Zufall	26
Milton Hatoum, Brasilien: Schwierige Freundschaft in traurigen Tropen	28

### Porträt

Miguel Grinberg, Argentinien: Scienc-Fiction hier und jetzt	16
Baby Halder, Indien: Aus der Schattenwelt zum Medienstar	18

### Prosa

Bae Su-Ah, Korea: Büro Nr. 200	22
Fiston Nasser Mwanza, Kongo: Hundestadt	12
Homero Aridjis, Mexiko: Die letzte Nacht der Welt	25

### Poesie

Jean Rhys, Dominica/GB: Sargassomeer	31
Donata Kinzelbach, Verlegerin: Jenseits der Dattelpalmen	32
Li Jianming, China, berichtet aus ihrer Werkstatt	34
Bestenliste Weltempfänger	36
Symposium zu Afrika in der Diaspora/Tagung zu China	39
Tadschikistan feiert Jubiläum seines Nationaldichters Rudaki	40

Nachschlag  
Büchermenschen  
Übersetzt von ...  
In eigener Sache  
Service  
Buchwelten

### Nachrichten Preise

aus Peru, Kenia, Nicaragua, Nigeria, Pakistan	42
aus Guinea/Frankreich; Nigeria/USA; Angola, Südafrika	44
Afghanistan/Frankreich; Kolumbien; Tunesien/Frankreich	
Jamal Mahjoub, Sudan/GB: Die Stunde der Zeichen	46
Henrietta Rose-Inn, Südafrika: Dream Homes	47
Frances de Pontes Peebles, Brasilien: Die Schneiderin von Pernambuco	47
Evelio Rosero, Kolumbien: Zwischen den Fronten	48
Milton Hatoum, Brasilien: Asche vom Amazonas	49
Youssef Amine Elalamy, Marokko: Gestrandet	49
Anne Schuster, Südafrika: Begegnung mit einer Vergessenen	50

### Rezensionen

# BUENOS

Ohne Poesie keine Stadt

# AIRES

„Die Straßen von Buenos Aires / sind mir längst Fleisch und Blut“ schrieb Jorge Luis Borges in einem seiner Gedichte. Borges, der einmal in einem Interview erklärte, er sei durch New York gegangen und habe sich dabei gesagt, er selbst habe all das gemacht, könnte heute mit einigem Recht das gleiche für seine Heimatstadt Buenos Aires behaupten, scheint es doch, als flösse sein Geist heute noch in den Adern der argentinischen Metropole. Andreas M. Widmann hat sich mit Borges, der Stadt und ihren Dichtern beschäftigt.



© Suhrkamp Verlag

Die Hauptstadt Argentiniens, einst Regierungssitz des spanischen Vizekönigreichs Río de la Plata, zählt zwischen drei und dreizehn Millionen Einwohner, je nach dem, denn sie wächst und ihre Grenzen sind fließend, doch in jedem dritten Haushalt, möchte man meinen, war Borges einmal zum Tee eingeladen. Fremde werden keine Schwierigkeiten haben, in Cafés und Parks einen Einheimischen zu finden, der Borges noch gekannt haben will oder mindestens eine Geschichte über ihn zu erzählen hat.

Buenos Aires lebt mit einer literarischen Tradition, zu der einige der wichtigsten Schriftsteller der lateinamerikanischen Moderne gehören – neben Borges, der viele Jahre als Leiter der Nationalbibliothek wirkte und heute neben Maradona und dem Tangosänger Carlos

Gardel eine Art Ikone der Stadt geworden ist, unter anderem dessen Freund Adolfo Bioy Casares (1914 – 1999), Roberto Arlt (1900 – 1942), Julio Cortázar (1914 – 1984) und Macedonio Fernández (1874 – 1952), dessen Werke noch immer in Europa kaum bekannt und nur in kleinen Teilen übersetzt sind.

Es ist daher bezeichnend, dass sich Bruno, die Hauptfigur aus Tomás Eloy Martínez' Roman **Der Tangosänger** (Suhrkamp 2005, Übers. Peter Schwaar) auf die Spuren von Borges begibt. Im Jahr 2001, zu der Zeit also, in der Argentinien von einer schweren Wirtschaftskrise an den Rand des Staatsbankrotts getrieben wurde und ein großer Teil der Bevölkerung seine Existenzgrundlage verlor, sucht er hier nach Schauplätzen aus Borges' Werken und nach Adressen, die im Leben des Autors eine Rolle spielten. Er wohnt in der Calle Garay und sieht mit an, wie das Haus, in dessen Keller sich das Aleph – jener Ort aus Borges gleichnamiger Erzählung, in dem das ganze Universum enthalten ist – befunden haben soll, abgerissen wird. Auch Ricardo Piglia, einer der profiliertesten Erzähler und Essayisten Argentiniens, der lange in Harvard und Yale Literatur

und Film unterrichtete und heute wieder in Buenos Aires lebt, macht die Stadt und ihre Literatur immer wieder zum Thema seiner eigenen Bücher. In **Falscher Name** (Wagenbach 2003, Übers. Sabine Giersberg) behauptet Piglia etwa, eine unveröffentlichte Erzählung Roberto Arlts aufgespürt zu haben und schreibt diese, in einem Vexierspiel aus Fakten und Erfindung, zuletzt selbst.

Buenos Aires war schon immer eine Einwandererstadt. Die Lage am Rio de la Plata ist prädestiniert dafür, macht sie nach wie vor zur natürlichen ersten Anlaufstelle auf dem südamerikanischen Kontinent und verleiht ihr so eine besondere Internationalität. Europa scheint hier näher zu liegen als in anderen Metropolen Südamerikas, auch ist es kein Zufall, dass Cortázers **Rayuela** (Suhrkamp 1981, Übers. Fritz Rudolf Fries) zur Hälfte in Buenos Aires spielt und zur Hälfte in Paris, denn seit dem 19. Jahrhundert waren hier – im Unterschied zum Hinterland, wo sich die Gaucho-Tradition herausbildete – europäische Mode, Kultur und Ästhetik maßgeblich für das Selbstverständnis der Städter. Wie stark diese Anziehungskraft war, lässt sich heute noch an der großbürgerlichen Architektur ablesen. Obwohl deren Glanz mittlerweile abgeschabt ist, verleiht sie der Stadt eine herbstliche Eleganz, die neben den grauen, funktionalen Plattenbauten der 1960er und 70er Jahre bestehen bleibt, auch neben den polierten Glasfassaden der Shopping Malls, an denen sich die Globalisierung und ein neuer wirtschaftlicher Aufschwung nach dem Crash zeigen.

**G**erade in den Jahren der Diktatur zwischen 1966 und 1983 führte für viele Intellektuelle der Weg aus Buenos Aires weg, doch es kamen immer auch Autoren hin. Kürzlich ist der deutsche Autor Christian Kracht dorthin gezogen, ebenso der Philosoph Slavoj Žižek.

Viele, die kamen, blieben lange, darunter Juan Carlos Onetti aus Uruguay und der polnische Schriftsteller Witold Gombrowicz, der von 1939 bis 1963 dort lebte. „Buenos Aires, das ist die Innenstadt, gespickt mit vielgeschossigen Kolossen, vollgestopft mit Autos, wo vierzig Kinos ständig Menschenmassen ausspucken und Automatenbars dich mit Lichtergirlanden blenden – aber wenige Schritte entfernt gibt es Dutzende von weitläufigen, ruhigen, dämmerigen Stadtteilen, gleichsam miteinander verbundene Kleinstädte“, schrieb Gombrowicz in **Argentinische Streifzüge** (Hanser 1991, Übers. aus dem Polnischen Klaus Staemmler und Gisbert Haefs) und seine Charakterisierung hat ihre Gültigkeit behalten. Die Stadt hat mit der Avenida 9 de Julio die breiteste Straße der Welt, doch sie hat keinen Mittelpunkt.

Als kulturelles Epizentrum innerhalb der 48 *barrios*, in die sich die Stadt gliedert, kann immerhin Palermo gelten. Dass es hier die höchste Psychoanalytikerdichte der Welt gibt, dass ein Viertel sogar Villa Freud heißt, ist von anekdotischem Wert, verleiht der Gegend aber auch eine gewisse Aura des Geistig-Künstlerischen. Tatsächlich wird gerade hier, in diesen von Platanen gesäumten Straßen, wo sich zahlreiche Restaurants, Cafés, Kunsthandwerksläden und gut sortierte Buchhandlungen angesiedelt

haben, spürbar, wie lebendig das Interesse für Literatur in der Stadt ist. *El Ateneo* an der Avenida Santa Fe ist kürzlich von der englischen Zeitung *The Guardian* zu einer der zehn schönsten Buchhandlungen der Welt gewählt worden. Der Laden ist in ein ehemaliges Theater eingezogen, andere wie die *Boutique del Libro* unterhalten zugleich ein Café. Aktuelle Bücher aus dem spanischsprachigen Raum, Klassiker und auch zahlreiche Übersetzungen aus allen Weltsprachen sind dort zu finden und dabei haben nicht nur Bestseller einen Markt, sondern auch Bücher für Kenner, Süskinds **Das Parfüm** ebenso wie die gesammelten Feuilletons von Joseph Roth. Kennzeichnend sind außerdem die regionalen literarischen Zeitschriften, die in kleiner Auflage erscheinen und hier zum Verkauf ausliegen. Auch sie haben in der Stadt eine gewichtige Tradition. *Sur* ist heute legendär. Gegründet von der Schriftstellerin Victoria Ocampo, veränderte dieses Magazin in den 1930er und 1940er Jahren die argentinische Literatur, indem es avantgardistischen Autoren wie Borges ein Forum bot, bis 1980 die letzte Ausgabe erschien. Heutige Zeitschriften wie *El Jabali* ([www.poesiaeljabali.com.ar](http://www.poesiaeljabali.com.ar)) dokumentieren dagegen, wie stark ausgeprägt die semiprofessionelle Autorenszene ist, die auch in unzähligen Schreibwerkstätten Erfahrungen und Techniken austauscht. An Ampelmasten und in Telefonzellen werden solche Kurse angeboten, neben den Aushängen von Wahrsagern und Thaimassagepraxen.

Weitere Teile dieser literarischen Infrastruktur sind Verlage wie *Tusquets*, in denen lateinamerikanische Literatur und Übersetzungen erscheinen, und die *Feria del Libro Internacional*, die Buchmesse, die seit 1975 immer im April stattfindet und sich zur größten Veranstaltung ihrer Art in der spanischsprachigen Welt entwickelt hat. 1,2 Millionen Besucher verzeichnete sie in diesem Jahr. Zugleich scheint eine zynische Verkettung darin zu bestehen, dass gerade das Papier in dieser Stadt noch einem anderen „Beruf“ abseits der Literatur zu seinem Namen verhoffen hat: Die Cartoneros beginnen mit ihrer Arbeit abends, wenn die Buchhandlungen schließen. Sie leben an den Rändern der Metropolregion, teilweise 50 Kilometer von der Innenstadt entfernt in ärmlichsten Verhältnissen, sammeln in den Straßen, was für die Städter Müll ist – Plastikflaschen, Kartons und Papier. Die Stadtverwaltung hat einen eigenen Zug bereitgestellt, der diese Menschen in die Stadt bringt und wieder aus ihr heraus. Für die Website, mit der Buenos Aires im Internetzeitalter sein offizielles Gesicht präsentiert, eignet sich diese Maßnahme freilich nicht. Hier erfährt man hingegen die Zahl der öffentlichen Bibliotheken (es sind 26) und dass aus Anlass des vor 50 Jahren von der UNESCO ins Leben gerufenen Tages der Dichtung im März eine Woche der Literatur mit Lesungen, Theateraufführungen und Diskussionen stattfand. *No hay ciudad sin poesía* – ohne Poesie keine Stadt, das Motto der Veranstaltung, ist an einen Satz von Octavio Paz angelehnt, erinnert aber doch sehr an Borges, bei dem es heißt: „Nach Westen, Norden und Süden / Haben sich – und auch sie sind die Heimat – / Die Straßen entfaltet; / Mögen sie in den Versen, die ich skizziere, / Banner sein.“

**Andreas M. Widmann** ist promovierter Literaturwissenschaftler. Zurzeit lebt er in London und arbeitet als Lektor an der Universität.

# JOHANNES

Die Freiheit, die zur Bestie wird

# BURG

*Johannesburg, Jo'burg, Jozy, TJ, Mjipa, Goli alipheli kuphela amazinyo endoda.*

*All das ist meine Stadt. Verwirrend kompliziert. Ich kann sie nicht fassen, sie verstrahlt ihr Licht wie eine Wunderkerze in alle Richtungen. Mit diesem Text greife ich nur nach einzelnen Funken, die sie für diesen Moment schlägt.*

**Der Dramaturg, Komponist und Dichter Xoli Norman macht seiner Stadt eine Liebeserklärung.**

# A

ll die Namen zeugen von der Verbundenheit, der Bedeutung, die Menschen dieser einmaligen Stadt entgegenbringen, seitdem sie erstmals dieses Hochplateau erreichten. Sie verließen ihre Heimat in Europa oder im ländlichen Afrika, auf der Suche nach dem

trügerischen Glanz jenes Metalls, das diese Stadt „Egoli“ taufte. Raue Menschen – Ausbeuter die einen und die anderen, die sich bereitwillig ausbeuten ließen, um unter den goldtrunkenen Sonnenstrahlen zu leben. Schwarze Männer liegen unter Straßen begraben, durch die wir heute streifen, achtlos und unaufmerksam. Auf diesen Straßen floss ihr Blut, ihre grausame Geschichte haben wir vergessen. Schwarze, getötet durch drakonische, menschenverachtende Gesetze, die ihnen verboten, die Männer zu sein, die sie eigentlich waren. Sie trotzten dem Inferno, dem sie im Inneren der Erde auf der Suche nach Gold, das ihnen doch niemals gehören sollte, ausgesetzt waren. Sie überlebten, um sich gegenseitig umzubringen. Im Glauben, nur so könnten sie sich noch als Männer wahrnehmen.

Heute weckt Jo'burg überall auf der Welt erneut große Erwartungen. Eine unerschöpfliche Energie fließt durch die Adern dieser gigantischen, stetig weiterwachsenden Metropole, deren Bewohner aus den Trümmern ihrer kolonialen Vergangenheit ausbrechen, um einen neuen Anfang zu wagen. Es ist die vertraute Landschaft, die plötzlich wieder den Traum von Wiedergeburt, von endlosen neuen Möglichkeiten in die Menschen pflanzt und mutige Seelen aus aller Welt in ihren Bann zieht. Eine einmalige Mischung postmoderner Lebensentwürfe und überall sichtbarer afrikanischer Werte entwickelt sich – in scheinbar grenzenloser Eintracht. Auf dem Weg durch *Downtown Jozi* hört man den Klang unbekannter Dialekte. IsiSotho, Setswana und verschiedenste Nguni Sprachen verbun-

den sich zu einer neuen, noch unvertrauten Symphonie. Jozi ist voll von Versprechungen, erfindet sich mit jedem Tagesanbruch neu. Es hält dich fest und spuckt dich wieder aus, wenn du zu furchtsam bist. Jozi ist verwirrend kompliziert.

Jene von uns, die es noch von früher kennen, möchte ich an das Hillbrow vergangener Jahre erinnern. An das Hotel Quirinalle, das an der Grenze dieses explosiven Stadtteils zu Braamfontein lag (wo MaBrr ihr Ding machte, wie nur sie es konnte). An das Café de Paris, das Café Three Sisters, den Cotton Club, das Cult Cinema. Junge, was hatten wir für ein Glück, als wir in diesen überschäumenden Nächten Erfüllung in unsere unbefriedigenden Tage brachten.

Wenn man heute von Hillbrow aus am Civic Center vorbei durch Braamfontein und über die neue Mandela-Brücke geht, erreicht man Newtown – dort schlägt zurzeit das Herz des kulturellen Lebens. In Nickis' Oasis löscht man mit Bier seinen Durst, hört Mankunku, Charles Lloyd, Miles, Coltrane, Sylvia Mdunyelwa, oft bis zum Morgengrauen. Sehr wahrscheinlich trifft man dort auch die beliebtesten Dramatiker der Stadt: Mncedisi Shabangu, den Theater-Visionär, Martin Koboekae, den wunderbaren Wortakrobaten und unermüdlichen Kämpfer, Vice Monageng, den ungeduldigen, zornigen Seher, Lunga Radebe aus dem Headlines Quartett, der die Stadt mit seiner Jazz-Poesie erobert, Ntishieng, den Vielbewunderten. Und mit jedem neu errichteten, seelenlosen Hochhaus werden ihre Stimmen lauter und ihr Echo hallt unaufhörlich durch die Nacht. Manchmal trifft man sogar den Bühnenzauberer James Ngcobo – für eine kurze Pause verlässt er seinen Probenraum, um gleich wieder an seinen prophetischen Ideen weiter zu weben.

Lässig schlendert man weiter über den Mary Fitzgerald Square, freut sich

schon auf den Anblick all der strahlenden nubischen Schönheiten, die einem von der Terasse des Capellos, des Sophiatown oder des KoS'pingtons zuwinken. Man setzt sich dazu, teilt sich ein paar Drinks, ist inmitten des neuen Jozi-Gefühls. Spürt, was uns als Menschen dieses Landes ausmacht. Aber es darf einen nicht überraschen, dass mit all den verkündeten Hoffnungen und Träumen immer auch Verwirrung einhergeht. Alles ist kompliziert.

Denn alles wird anders, ständig. Die Aufmerksamkeit der Medien bringt uns aus der Fassung. Chancen werden von anderen genutzt, ehe man sie für sich selbst entdeckt hat und man bleibt schockiert zurück. Widerwillig betrachtet man jeden neuen Tower, die wachsende Unruhe, die mit dem Business-Gebaren der Ausländer einhergeht.

Veränderung entdeckt man auch im plötzlich selbstbewussten Gang unserer Frauen. Sie erleben möglicherweise zum ersten Mal warmherzige afrikanische Männer. In Freiheit geboren, haben diese endlich die Möglichkeit zu lernen, was es bedeutet, eine Frau wirklich und respektvoll zu lieben. Ja, viele von uns liegen inzwischen beim Psychiater auf der Couch und versuchen mit den Traumata der alten Zeit fertig zu werden. Und keiner hat bisher die grenzenlose Liebe und Geduld afrikanischer Frauen erahnt, die die Geschichte uns wieder und wieder offenbart.

Jozi vereint all diese Widersprüche; es ist das Besondere an meiner Stadt. Widersprüche bilden ihr Fundament, sind von Gründung an ihr steter Begleiter. Ihr größter ist der materielle Reichtum, nur wenigen hat sie ihn zugestanden, während sie das schwarze Blut unserer Väter aussaugte. Dass Jozi mit dem Alter weiser wurde, freut uns – aber was ist mit dem Blut in unseren Rinnsteinen? Wir wünschten, es würde aufhören zu fließen.

**A**lles ist verwirrend kompliziert. Es gibt keine Orientierung. Weil wir endlich frei sind. Verwirrung spiegelt sich in den aufgedunsenen, schwarzen Gesichtern jener, die sich in teuren Pinguin-Anzügen mit ihren Seidenkrawatten strangulieren – Gefangene eines Kreislaufs, der ihre Hoffnungen zerstört, ihre Erwartungen nicht erfüllt, in dem sie dennoch zwanghaft versuchen, das ewig gefräßige Herz des Imperialismus zu befriedigen. Bitterkeit der Freiheit – dem Mann auf der Straße machen sie leere Versprechungen, verträsten ihn, halten ihn hin, um den Status quo nicht zu gefährden. So ist alles, was sich zurzeit in Südafrika abspielt, Folge des grenzenlosen Dilemmas der Freiheit, die für viele zur Bestie mutiert, sei es die Spaltung des ANC, sei es die Kriminalität – sie hält das Land in ihren Fängen.

Wer diese Bestie verstehen will, muss sich die Mühe machen, ihre Anatomie zu untersuchen. Sie besteht aus jenen, die Macht ausüben, um ihren eigenen Vorteil zu sichern. Sie rechtfertigen dies mit Traumata, die sie durch Exil, Verfolgung, Gefängnis, zerstörte Familienstrukturen erlitten haben. Sollen wir sie verstehen oder anklagen? Warum verbindet der Schmerz sie nicht mit jenen, die auf sich allein gestellt die staubigen Straßen der Ghettos bevölkern? Stattdessen treten sie in die Fußstapfen ihrer früheren Herren. In ihrer von Selbstverachtung geprägten Mimikry der

Kolonialherren lassen sie sich von Afrikas Reichtum an Rohstoffen, von den Stränden, von langen Tagen mit endlosen Sonnenuntergängen verwirren. Wie ihre ehemaligen Herren werden sie nicht aufhören, sich zu bereichern, ihre Landsleute auszubeuten und einen Gott zu erfinden, der ihre Taten gutheißt. Sie sind die Nutznießer, die sich selbst dafür belohnen, dass sie uns alle aus den Fängen der Apartheid befreit haben.

Und dann gibt es jene, die die Politik nutzen, um sich selbst in Szene zu setzen und sich wichtig zu machen. Sie leiden an derselben Schwäche wie die erste Gruppe – sie sind hochnäsiger und selbstgerecht. Sie operieren mit enormen Geldmitteln, vernetzen sich über die Grenzen hinaus und sind dabei gar nicht verwirrt. Doch ihre Identität wurde an fremden Feuern geschmiedet, und so ist es unausweichlich: Sie betrachten den Einheimischen und seine Art mit der größten Verwirrung. Sie sehen sich beseelt von dem Wunsch, die Hoffnungen der Leute auf der Straße zu erfüllen. Aber in Wirklichkeit berauschen sie sich mehr an der Idee, als dass es ihnen tatsächlich um Entwicklungsmöglichkeiten für ihre Landsleute geht. Was bleibt, ist die Faszination, die Afrika auf Europa ausübt. Glücklicherweise hängt das Schicksal dieser Stadt und dieses Landes nicht allein vom Geschick der Politiker und Investoren ab. Wäre dem so, es hätte sich nichts verändert. Der eigentliche Wandel findet auf der Straße statt. Es ist diese Stadt mit all ihren Widersprüchen, die ich liebe. Wo sonst auf der Welt fände ich ein afrikanisches Panoptikum wie den gigantischen Marktplatz, der Yeoville heute ist? Oder all die Lieder, die der Bestie einen Spiegel vorhalten? Es gibt keinen Ersatz für das bittersüße Pathos der Töne aus Ntate Gwangwas Trompete, für die Großartigkeit der begnadeten Stimmen unserer Sänger – Miriam Makeeba, Sis Abigail Kubheka, Double Dolly Rathebe, S'bongile Khumalo, Judith Sephuma. Es gibt nur einen Bra. Barney Rachabane, einen Allen Kwela, einen Bheki Khoza, einen Bheki Mseleku, einen Sello Duiker, einen Lesego Rampolokeng, einen Pat Maotloa, einen Kay Hassan. Diese Menschen machen die Stadt zu dem, was sie ist. Sie leuchten wie Sterne und erhellen die Straßen.

Es gibt aber noch etwas, das mir den Atem raubt und mir die Angst vor der Zukunft nimmt: Inmitten von Angst wächst Liebe wie eine lichtscheue Pflanze aus dem Beton. Das ist die andere Wahrheit meiner Stadt. Liebe, die der puren Hoffnung etwas entgegengesetzt. Die Liebe mit ihren Begleitern Vergebung, Lachen, Tanzen, Beten und Singen ist der wichtigste Schlüssel zu einer besseren Zukunft. Man wird sich an uns erinnern. Wie wir in dieser harten Stadt überlebt haben. Wie wir sie bewohnbar gemacht, ihre hungrigen Straßen mit großen Töpfen voll Pap, Fleisch und Gemüse gefüllt haben. Wie wir die Trompete spielten, liebten und starben, das Evangelium des Jazz auf den Lippen. Die Welt wird sich an uns erinnern – wir, die wir mit offenem Herzen und unbeugsamen Geist träumen und allen anderen, die auf diese Stadt schauen, die Zauberkraft des *Ubuntu* lehren.

*Aus dem Englischen von Indra Wussow*

**Indra Wussow** leitet die Stiftung Sylt-Quelle sowie das Jozi:artlab in Johannesburg und arbeitet dort mit Xoli Norman zusammen. [www.jozi-artlab.co.za](http://www.jozi-artlab.co.za)

# BOMBAY

## Wo sonst gibt es so schöne Frauen?

**Für den indischen Autor Kiran Nagarkar ist Bombay eine Art Droge, die man bisweilen zwar verabscheuen mag, für die man aber lieber sein Leben aufs Spiel setzt, als auf sie zu verzichten.**

**B**ombay ist die Hure, die die örtlichen Zuhälter – Politiker, Immobilienmakler und die Mafia – jede Nacht auf den Strich schicken und am Morgen vernähen sie sie mit einem neuen Hymen, sodass sie am Abend wieder als Jungfrau an den Meistbietenden verhökert werden kann. Die Stadt ist nicht nur das finanzielle Zentrum des Landes, von hier fließen auch die meisten Steuern ab. Trotzdem ist die Landesregierung mit zig Milliarden Dollar verschuldet. Verschiedene Regierungen und die Oppositionsparteien haben die Konten so oft geplündert, dass es an ein Wunder grenzt, dass überhaupt noch irgendetwas in dieser Stadt funktioniert. Aber es funktioniert, trotz all der Bombenattentate, des furiosen Missmanagements, der omnipräsenten Korruption, des Zusammenbruchs der Infrastruktur, des Exodus ganzer Industriezweige in andere Landesteile.

Seit Beginn der Liberalisierung rollen Jahr für Jahr 100.000 Autos mehr durch die Straßen der Stadt. Die Gehälter der Top-Executives sind in den vergangenen Jahren in astronomische Höhen geschneit; die Aktienwerte steigen fieberhaft trotz der dringlichen Warnungen vieler Ökonomen; die Immobilienpreise sind inzwischen so hoch wie in Tokio und Manhattan; auch 2007 haben Expats und ausländische Institutionen wieder Milliarden Dollar in die Stadt gepumpt. Und die Wirtschaft wächst mit fast zehn Prozent trotz des schwachen Dollars. Viele internationale Firmen haben hier Dependancen und die, die noch nicht da sind, stehen Schlange, um reinzukommen. Während Malls in anderen Ländern ein Suburbia-Phänomen sind, sprießen sie hier mitten im Zentrum aus dem Boden; fast jede große Automarke hat hier einen Salon, und 2006 hat der erste Rolls-Royce-Showroom eröffnet.

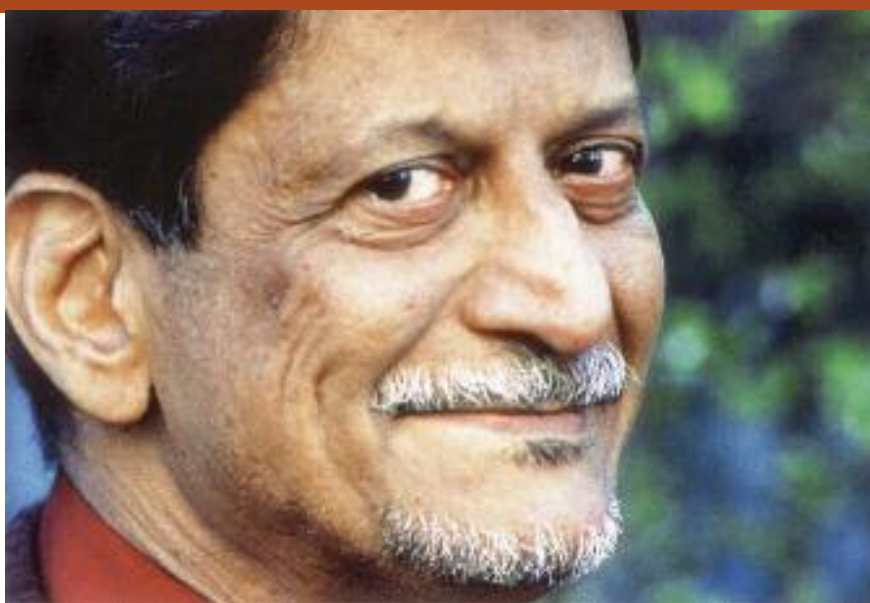
Keine Frage: Die städtische Mittelschicht konnte nur so unglaublich schnell wachsen, weil Indien 1992 einen scharfen Liberalisierungskurs einschlug, weil zur selben Zeit weltweit IT-Kräfte gesucht wurden, weil bei uns die Arbeitskosten so unglaublich billig sind und weil mechanische Arbeiten nach Indien ausgelagert wurden. Momentan leben in Indien 1,1 Milliarden Menschen, bald werden es 1,2 Milliarden sein. Ungefähr 100

bis 150 Millionen gehören dem Club der konsumfreudigen Mittelschicht an, wahrlich keine geringe Zahl. Der einzige Haken an der Sache ist, dass rund eine Milliarde Menschen von dem herrlichen Konsumkreislauf ausgeschlossen bleiben.

Das sind nur die nationalen Zahlen. Leider verschärfen sich diese Kontraste noch, sobald man den Fokus auf Bombay richtet. Die Stadt hat mit allen anderen Megacitys gemein, dass es zwei Bombays gibt, eines für die Reichen und eines für all diejenigen, die die reichen Bombayites am liebsten unter den Teppich kehren würden. Ein Drittel der Bewohner lebt entweder in grauenhaften Slums oder auf den Bürgersteigen. Das sind rund sechs Millionen Leute, von denen die meisten weit unterhalb des Existenzminimums leben. Arbeit gibt es für sie, wenn überhaupt, nur phasenweise und völlig unzuverlässig. Die Lebensbedingungen sind grauenhaft, die Hygienestandards himmelschreiend. Malaria, Tuberkulose und Aids wüten in diesen Vierteln; aber die schlimmsten Killer sind hier immer noch die Diarrhoe und die Ruhr. Am schlimmsten leiden die Frauen und Kinder. (...) Die Männer sind oft faul und arbeitslos. Sie suchen sich eine Partnerin, zeugen Kinder, ziehen weiter zur nächsten Partnerin und lassen ihre Frauen im Stich, die die Familien dann alleine durchbringen müssen und schauen können, wie sie zu Rande kommen mit dem langsamen, unsichtbaren Gift namens Mangelernährung.

Aber auch die Mittelklasse ist kein kohärenter und uniformer Block. Die meisten haben irgendein Dach über dem Kopf und regelmäßige Arbeit. Aber die allermeisten leben in weit entfernten Suburbs, und um nach Downtown zu kommen, müssen sie die Bahn oder den Bus nehmen, meist beides. Jeder Tag ist ein unglaublicher Kampf, meist fahren sie zwei Stunden zur Arbeit. Und abends dann zurück.

Ja, Bombay ist glücklich dran. Es hat im Vergleich zu anderen indischen Städten eines der besten Verkehrssysteme. Aber versuchen Sie einfach mal, zur Rushhour in einen der Pendlerzüge einzusteigen. Im Sommer ist es bei uns zwischen 35 und 37 Grad heiß. Nein, besser noch, fahren Sie zu Monsunzeiten mit dem Zug. Draußen schüttet es, die Luftfeuchtigkeit



© A1 Verlag

liegt bei hundert Prozent, und zwischen den Stationen sind die Türen und Fenster geschlossen. Um in einen dieser Waggons hineinzukommen, müssen Sie sich wie ein wirklich linker Rugbyspieler benehmen, Sie müssen drücken, stoßen, um sich schlagen. Aber das ist noch gar nichts gegen das Aussteigen. Dafür brauchen sie übermenschliche Kräfte und wenn Sie nur zwei Stationen hinter Ihrem eigentlichen Ziel ausgespuckt werden, können Sie von Glück reden.

Wenn man sich durch all diese Geschichten noch immer nicht ein für allemal abschrecken hat lassen, muss man entweder eine masochistische Veranlagung haben oder Mutter Teresa sein. Also ist Bombay eine totale Katastrophe, ein hoffnungsloser Fall, oder?

Falsch. Total falsch. Das Sonderbare ist, dass die Megacity trotz ihrer immensen Verschuldung, trotz der Bestechlichkeit ihres Beamtenapparats, trotz der unfähigen Politiker, trotz der Bombenanschläge und der fortschreitenden Verschlechterung der Infrastruktur irgendetwas richtig machen muss, weil sie ja floriert. Für morgen oder übermorgen würde ich nicht garantieren, aber ich habe gerade eben noch mal aus dem Fenster geschaut und kann Ihnen aufrichtig verbürgen, dass alles funktioniert.

Ich könnte hundert Gründe für dieses Paradox anführen – einige wären vernünftig, einige fragwürdig und andere wiederum schlicht abgefahren oder irrelevant. Wie viele andere Städte kennen Sie beispielsweise, in denen die gebildetsten und besten Leute scharenweise zusammenkommen, um anspruchsvollste Jobs auf jedem nur erdenklichen Gebiet auszuüben? In denen es derart viele hochqualifizierte Arbeitnehmer gibt? In denen es Pressefreiheit gibt? In denen alles, was es im Land nun mal so

gibt, frei erhältlich ist? Wo sonst auf der Welt gibt es so schöne Frauen? Bollywood ist gleich um die Ecke, und wer weiß, vielleicht bekommen Sie dort sogar eine Chance, wie so viele Ausländer? Und haben Sie je das Meer in der Monsunzeit gesehen? Dann wäre da noch der Kopfbahnhof der Central Railway, der zum Weltkulturerbe gehört, und zusammen mit den nachts wundervoll beleuchteten, denkmalgeschützten viktorianischen Bauten im Stadtzentrum ist Bombay einfach herrlich.

Sollten Sie eine Schönheitsoperation benötigen, dann sind Sie in Bombay richtig. Leute aus der ganzen Welt zieht es nach Bombay, wo die medizinische Betreuung hervorragend ist und man von den Ärzten nicht wie ein Fall mit Nummer, sondern als Mensch behandelt wird. Haben Sie,

wenn Sie in Frankfurt oder Tokio leben und zufällig nicht gerade Bill Gates sind, überhaupt auch nur die geringste Chance, eine Haushaltshilfe zu ergattern, die rund um die Uhr für Sie da ist? Dann nichts wie auf nach Bombay! Selbst als mittlerer Angestellter werden Sie und Ihre Familie entdecken, dass Sie in Ihrem Heim keinen Finger zu rühren brauchen. Jeder Wunsch wird Ihnen von den Augen abgelesen.

Ich frage mich, was Bombay für mich bedeutet. Was macht mich zu einem Bombayer? Inwiefern unterscheide ich mich von Einwohnern anderer Städte? Ist das, was mich ausmacht, gleichzeitig ein Geschenk und ein Fluch dieser Stadt? Wer weiß.

Ich kann Ihnen nur sagen, dass Bombay hart ist und dass Bombay high ist. Bombay ist Crack, Kokain, Ecstasy, Engelsstaub und Heroin. Bombay ist Hardcore-Amphetamin oder wie die auf der Straße gebräuchliche Bezeichnung suggeriert: Speed pur. Es steigt dir zu Kopf, ängstigt dich, bläst dir dein Hirn raus. Die Höhenangst hat dich voll im Griff und du weißt, dass du es nie mehr schaffst runterzukommen. Dann fliegst und treibst du ein paar tausend Meilen vom Planeten Erde entfernt über Mohnfelder. Plötzlich sackst du ab, stürzt runter. Du schlägst auf. Du bist am absoluten Tiefpunkt. Und doch willst du gleich wieder zurück auf einen neuen Trip.

*Aus dem Englischen von Alex Rühle und Marianne Wagner*

Auszug aus einem Artikel in der Süddeutschen Zeitung vom 29./30. 9. 2007. Mit freundlicher Genehmigung.

**Kiran Nagarkar**, geboren 1942 in Bombay, ist Schriftsteller und schreibt auf Marathi und Englisch. Zuletzt erschien von ihm auf Deutsch der Roman **Sieben mal sechs ist dreiundvierzig** (Übers. Ditte und Giovanni Bandini) im A1 Verlag.

# TEHERAN

## Eine Stadt mit Dorfbewohnern

**Große Städte gleichen sich allmählich den Personen an, die sie verwalten. Generell ließe sich sagen, dass Regierungen den Machtbereichen ähneln, die sie beherrschen. In Bezug auf Teheran und seine Stadtverwalter bildet eine dieser Entsprechungen das Element der Inkonsequenz: Teheran ist zum großen Teil eine Stadt mit Dorfbewohnern! Der Schriftsteller Amir Hassan Chehelan erklärt uns, wie es dazu kam und was es für ihn bedeutet.**

Vor genau hundert Jahren erließ das neu gegründete iranische Parlament ein Gesetz zur Administration der Hauptstadt, und Teheran kam offiziell in den Besitz eines Bürgermeisters. In dieser hundertjährigen Zeitspanne waren 48 Bürgermeister mit der Verwaltung der Hauptstadt beauftragt, wovon einer hingerichtet wurde, 13 ins Gefängnis kamen und 23 abgesetzt wurden. Ihre Vergehen bestanden sämtlich in Korruption und Unfähigkeit im Amt. Diese unruhige Stadt hat in den vergangenen 100 Jahren zwei Revolutionen und zwei Staatsstreich überstanden, vier Könige und einen Staatspräsidenten ins Exil geschickt, war Zeugin erfolgreicher Attentate auf einen Schah, mehrere Premierminister und einen Staatspräsidenten, ist einmal von ausländischen Truppen und mehrmals von einheimischen Soldaten besetzt worden. Noch wundersamer ist allerdings, dass diese Stadt seit einigen Jahrzehnten in einer rasanten Expansion nicht nur sämtliche umliegenden Dörfer verschlungen, sondern sich allmählich auch zwei benachbarte Städte, Rey und Schemiran, einverleibt hat. Mittlerweile streckt sie die Arme nach Städten aus, die vor nicht allzu langer Zeit mehr als 100 Kilometer von Teheran entfernt lagen. Vielleicht werden in nicht allzu ferner Zukunft von dem Land Iran nur noch Teheran und eine große Wüste übrig bleiben, weil diese Stadt wie ein gewaltiges Saugrohr Arbeitskräfte, Kapital, Institutionen und dergleichen mehr aus dem gesamten Land an sich reißt, ohne dass diese ihren Appetit stillen könnten.

Seit mehreren Jahrzehnten strömten Hunderttausende von Mittellosen mit dem Wunsch nach einer menschenwürdigen Existenz in einer kontinuierlichen Bewegung aus fernen und nahen Dörfern oder verarmten Kleinstädten nach Teheran, doch die kulturellen und ökonomischen Bollwerke der Hauptstadt halten sie an der Peripherie auf, wo sie ihre eigenen geschlossenen Gesellschaften bilden.

(...)

Manche dieser Marginalsiedler überließen ihre Hütten neuen Zuwanderern und schmiedeten Pläne für die Inbesitznahme herrenloser Wohnungen. Den Berichten der Tageszeitungen zufolge standen in Teheran

am Vorabend der Revolution (1979, Anm. d. Red.) rund 150.000 Immobilien, darunter Paläste und Hotels bis hin zu bezugsfertigen oder halbfertigen Villen und Appartements leer, deren Eigentümer entweder ins Ausland geflohen waren oder sich im Inland versteckt hielten. Nur wenige Tage nach dem endgültigen Sturz des Schahs und der Errichtung des neuen Regimes drohten Teile der Marginalsiedler der islamischen Obrigkeit, die im Namen der Barfüßigen und Besitzlosen an die Macht gekommen war, die leer stehenden Appartements zu besetzen, falls sie ihnen keinen angemessenen Wohnraum zur Verfügung stellte. Es leuchtet ein, dass unter den vorherrschenden revolutionären Verhältnissen niemand eine Antwort abwartete. Zwei oder drei Tage später besetzten 3.000 zumeist bewaffnete Familien die neu erbauten Appartements einer halbfertigen Wohnsiedlung und setzten Türen und Fenster ein. Jede Familie erhielt nur ein Zimmer, und in den folgenden Tagen brachten sie ihre Hühner und sogar ihre Ziegen und Schafe zu dem neuen Wohnort mit. Die Passagiere eines städtischen Busses, der an dieser Wohnsiedlung vorbeifuhr, erblickten eines Tages den Schädel einer Kuh, die aus dem Fenster eines oberen Stockwerks auf die Straße schaute.

(...)

Teheran besitzt ein ungewöhnliches Geschick, seine Dichter, Schriftsteller und Künstler zur Selbsttäuschung zu verleiten. Hier kann man sich von der Realität lösen, und nur diejenigen, die kreativ tätig sind, können die Bedeutung dessen ermessen.

In meinen frühen Romanen habe ich eine Stadt geschildert, die nicht mehr existiert, und die vielleicht niemals existiert hatte. Diese geborgte Nostalgie, vermischt mit Träumerei und Schlaftrunkenheit, schreibt der Stadt eine entschwundene Anziehungskraft zu, um uns Teheraner sozusagen mit einer legendären, ehrwürdigen Vergangenheit auszustatten. Ich war auf der Suche nach den sichtbaren und flüchtigen Aspekten des inneren Kerns dieser Stadt: ein Konglomerat aus Fotografien und Erinnerungen, verloren gegangenen Auszügen aus Büchern, Melodien, an die man sich nur an der Grenze von Traum und Wachsein erinnert, Aromen und Töne, die uns beim abermaligen Riechen und Hören ihren alter-



tümlichen Widerhall ins Gedächtnis rufen. Dieses Sammelsurium erzeugt das nostalgische Teheran, eine Stadt, deren Realität mit dem Nachhall ihres Namens im Gedächtnis der Menschen nicht übereinstimmt, und deren wichtigstes Merkmal die Konfusion ist. Ich gestehe, dass ich mir einen Teil dieser Nostalgie der Sichtweise der Fremden entliehen habe: eine Stadt von Tausendundeiner Nacht mit der wohligen Trägheit schattiger Gassen, in denen nur das klagende Gemurmel der Rinnsale ertönt, mit den dunklen, rätselhaften Winkeln der Moscheen, türkisfarbenen Minaretten, Basaren mit Kuppeldächern und schläfrigen Händlern, schräg einfallenden Lichtkegeln, mit dem herben Duft von Gewürzen und dem Schillern von Seide! Teppichwebereien mit großen Farbkrügen und Wollspindeln, mysteriösen schwarzzügigen Frauen, dann plötzlich der Ruf des Muezzins, Erdgeruch, azurblauer Himmel und dann Stille und Erwartung. Und dann das real existierende Teheran! Die Realität des Alltags lässt solche Träume in Rauch aufgehen, der den Himmel bedeckt, und was bleibt, ist eine Stadt mit konfuser Geometrie, sich ständig ändernden Kanten, regellosen Flächen und spitzen Winkeln, die sich hinter Smog und Nebel verbergen. Teheran als Projekt einer Stadt wird niemals ein Ende finden, weil sie einen Großteil ihrer Lebensenergie darauf verwendet, Dorfbewohner in Stadtmenschen zu verwandeln, die dafür kein besonderes Talent zeigen.

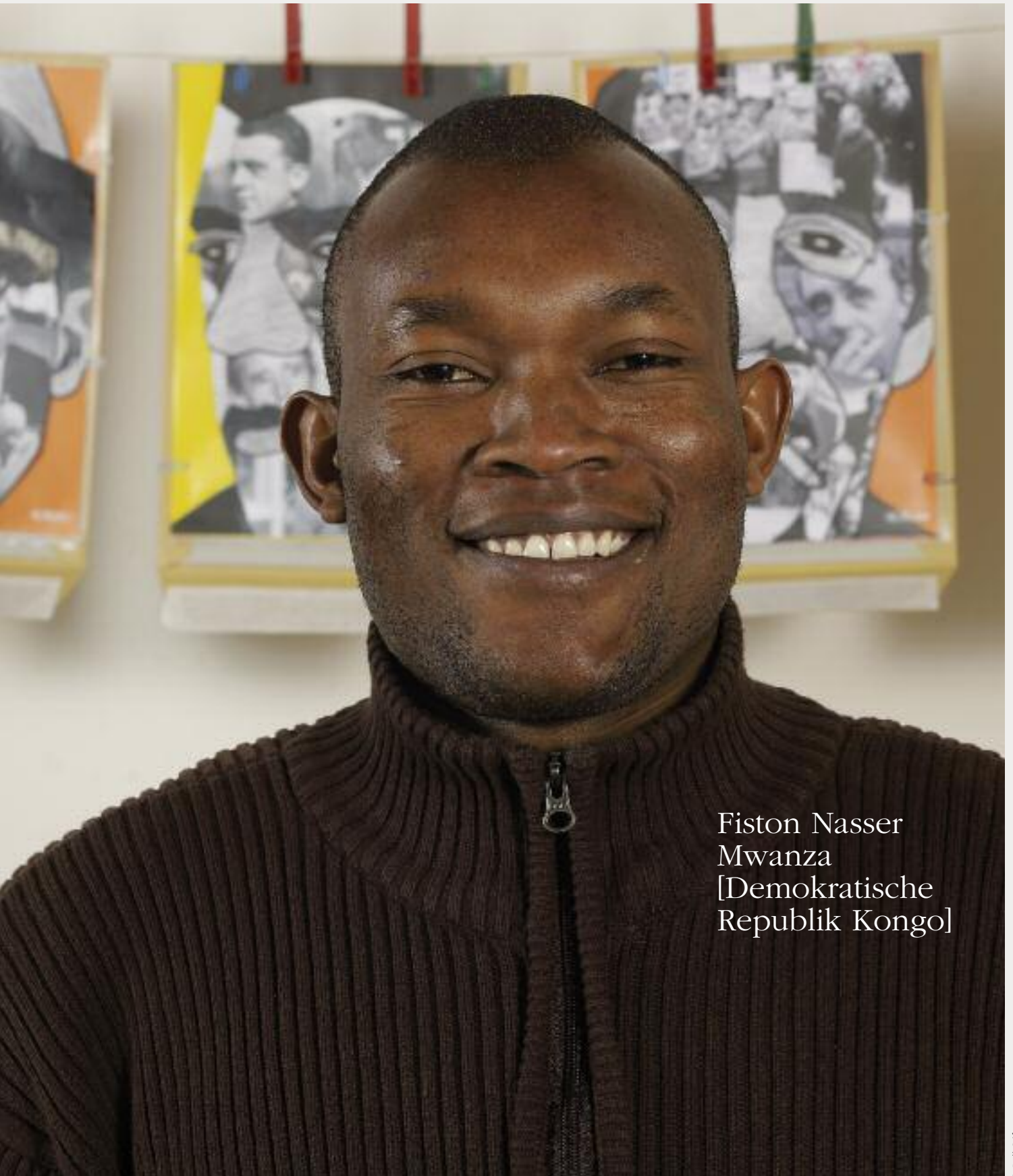
Dennoch ist Teheran der einzige Ort der Welt, der mich fasziniert, mit brutalen, vielfarbigen, unerwarteten und bizarren Eindrücken! In meinen letzten Romanen beschwöre ich dieses Teheran, eine Stadt ohne Fluss, mit dem betörenden Duft von Liebespiel und Tod behaftet, eine Furcht einflößende Stadt voll schlafloser Abenteuer, die imaginären, flüchtigen Schatten gleichen, Menschen, die ständig Höllenqualen leiden und dennoch gezwungen sind zur Lüge und Heuchelei. Ein Teheraner blickt aus solch einem Konglomerat auf die Welt, das die tiefsten Schichten seiner Lebensanschauung prägt.

In meinem letzten Roman **Die Moral der Menschen der Revolutionsstraße** habe ich dieses Teheran beschrieben, mit der spezifischen Sensibilität eines Menschen, der die Verletzungen seines Körpers beschreibt.

*Aus dem Persischen von Susanne Baghestani*

**Amir Hassan Chehelan** ist einer der bekanntesten iranischen Schriftsteller der Gegenwart. Er lebt in Teheran. Mitte 2009 wird er als Gast des Künstlerprogramms des DAAD mit seiner Familie nach Berlin kommen. Der genannte Roman erscheint voraussichtlich im Frühjahr 2009 im Verlag Peter Kirchheim in der Übersetzung von Susanne Baghestani.

Dieser Text ist ein Auszug aus einem Beitrag für Fikrun wa Fann, Goethe-Institut mit freundlicher Genehmigung. [www.goethe.de/fikrun](http://www.goethe.de/fikrun)



Fiston Nasser  
Mwanza  
[Demokratische  
Republik Kongo]

„Wenn die Farce weitergeht,  
soll man mir beim nächsten Tod  
das Rückgrat verbrennen.  
Genug Lärm um mein Leben.“  
Tchicaya U Tam'si ...

# Hundestadt ...

Die Stadt ist ein Stift, der die Unfallsalven redigiert ... ihre Schamlosigkeit legt die Sehnsüchte eines Drecksvolks auf Eis, eines Scheißvolks, eines Volkes aus Warzenschweinen, Blutsaugern und Asylbewerbern ...  
19 Uhr 10 ...  
19 Uhr 35 ...  
19 Uhr 57 ...  
19 Uhr 74 Komma 32 Jahre ...  
An der Kreuzung der Straßen Verpiss-Dich und Leck-mich-am-Arsch reißt ein wütendes Hunderudel seine Beute in Stücke ...  
In der Straße Halt's-Maul schlagen sich ein Mann und eine Frau mit verbotenen Früchten den Bauch voll ...  
In der Straße Die-wilden-Tiere bellt ein bis zu den Zähnen bärtiger Prophet: Am Anfang war die Ruhr ...  
In der Straße Schnauze-sonst-gibt's-was-in-die-Fresse erzählt ein Politiker stotternd eins seiner besten Märchen ...  
Die Revolution hat ihre Sandalen verloren ...  
Die Revolution hat sich im Datum vertan ...  
Die Revolution kann nicht mehr lesen und schreiben ...  
20 Uhr 46 Strophe 17 ...  
Der Regen ...  
Die überschwemmten Straßen ...  
Die Mitnehm-Baracken ...  
Eine Kirche umfunktioniert zur Disco ...  
Eine Disco umfunktioniert zum Internet-Café ...  
Ein Internet-Café umfunktioniert zur Apotheke ...  
Eine Apotheke umfunktioniert zur Buchhandlung ...  
Eine Buchhandlung umfunktioniert zum Bäckereimiederwarenfleischereibordellladen ...  
Die Bewohner der Stadt sind die Stadtbewohner ...  
Sie schleppen ihr unseliges Schicksal durch das Unwetter ... sagen Worte ohne Hirn und Barbecue ...  
Alte Karren durchstoßen die Schwärze ...  
Frauen mit Fleischtomatenbrüsten ...  
Männer bedeckt mit Schmach und Schande, Arbeitslose im Denken, in der Rede, im Handeln und Unterlassen, Scheißkerle mit ihrem Flickwerk aus unorgiastischen Gebeten an höhere Gottheiten!

Marktschreier des Ausverkaufs ...  
Musiker aus Versehen ...  
Prostituierte und ihre Tarife ...  
Potenzielle Kunden des Verlangens im Zenith ...  
Onanierlust ...  
Elektrische Entladungen ...  
Katharsis ...  
Die Vögel zerstreuen die flüchtenden Propheten des siebzehnten Tages ...  
Häuser drängen sich aneinander, ohne einander zu gleichen ...  
Sammler ungewöhnlicher Getränke tänzeln vorbei ...  
Man betet Zaubereien herunter, als würde das zerfallende Afrika seine Zahnbürste verramschen ...  
  
Windmühlen. Ziegen. Nasse Hühner. Geile Soldaten. Ungereimtes Zeug. Ventilatoren. Lampions. Sich übertönende Musiken. Harte Blicke. Übelkeitserregende Gerüche. Hohngelächter. Propheten aus den Hinterhöfen. Hingeschlugerte Schicksale.  
Wir, die Dreckskerle!  
Nur Gott allein weiß, ob wir tatsächlich nach seinem Bild geschaffen sind ...

*Aus dem Französischen von Elisabeth Müller*

**Fiston Nasser Mwanza**, 1981 in Lubumbashi (Demokratische Republik Kongo) geboren, studierte angewandte Pädagogik, Geisteswissenschaften und Humanwissenschaften. 2001 erhielt er den Prix de poésie für *Regard Catangais sur la Francophonie*, 2002 den Prix de la nouvelle für *Entre les bras du fleuve Congo*, 2005 den Prix Mwangaza für sein Poem *Femme-Calebasse*. Sein Schreiben, lebhaft, schelmenhaft, barock, nährt sich aus dem Chaos und den politischen Turbulenzen seines Landes seit dem Erlangen der Unabhängigkeit. 32 Jahre Diktatur, 16 Jahre des Übergangs, mehr als 65 politische Parteien, Spaltungen und Befreiungskriege haben Auswirkungen auf das kulturelle Klima und das literarische Leben des Landes. Es gibt kaum Publikationsmöglichkeiten. Dieses Klima des Chaos hat bei Fiston Mwanza Mujila das lebhafteste Bedürfnis geweckt, sich schreibend auszudrücken.  
Zurzeit ist der Autor Stipendiat der Heinrich-Böll-Stiftung im Heinrich-Böll-Haus in Langenbroich bei Köln.

Bae Su-Ah [Korea]

# Die Einsamkeit, die Freiheit heißt

Bae Su-Ah (\*1965) debütierte 1993 mit der Erzählung „Dunkles Zimmer“. Seither sind 17 Erzählbände und Romane von ihr auf Koreanisch erschienen. Ins Deutsche wurde bislang ihre Geschichte „Ein Rudel schwarzer Wölfe“ übersetzt (in der Anthologie *Ein ganz einfach gepunktetes Kleid*, Pendragon-Verlag 2004, Übers. Heidi Kang und Ahn Sohyun) und eigens für eine Lesung der Autorin im Berliner Literaturhaus auch einige Passagen aus dem Kurzroman *Cheol-Su* (Jakkajungsin Publishing Co.).

Bae Su-Ah war im August 2008 Stipendiatin im Literarischen Colloquium Berlin. Sie lernt seit 2001 Deutsch und verbringt jedes Jahr mehrere Monate in Deutschland. In den letzten Jahren hat sie Romane von Martin Walser und Jakob Hein ins Koreanische übersetzt. Katharina Borchardt hat sich in Berlin mit der Autorin unterhalten.

**Katharina Borchardt:** Frau Bae, zwei Dinge fallen in Ihrem Lebenslauf auf, die man in der Biographie einer Schriftstellerin nicht unbedingt vermutet: Sie haben Chemie studiert und zehn Jahre lang im südkoreanischen Verteidigungsministerium gearbeitet. Fangen wir mal mit der Chemie an: Warum haben Sie gerade dieses Studienfach gewählt?

**Bae Su-Ah:** Nach der Schule wurde ich nicht danach gefragt, für welches Fach ich mich wirklich interessiere. Wie viele koreanische Eltern legten auch meine Eltern in erster Linie Wert darauf, dass ich eine angesehene Universität besuche. Sonst würden sie mich nicht mehr unterstützen, sagten sie damals. Am liebsten wäre ihnen die erst- oder zweitbeste Uni in Korea gewesen. Meine Noten waren dafür allerdings nicht gut genug. Für die drittbeste Hochschule in Seoul, die Ehwa-Frauenuniversität, aber haben sie gereicht. Ja, und dann stellte sich die Frage: Welches Fach studieren? Und da ich in der Schule in Chemie und in Physik immer gute Noten hatte, habe ich schließlich Chemie gewählt. Aber nicht unbedingt aus Neigung. In Koreanisch hatte ich übrigens immer ziemlich schlechte Zensuren. Auf die Idee, Literaturwissenschaften zu studieren, bin ich seinerzeit gar nicht gekommen.

**Und wie gelangten Sie dann ins Verteidigungsministerium?**

Eigentlich wollte ich überhaupt nicht arbeiten. Heute ist es mir wirklich peinlich. Ich wollte einfach heiraten und als Ehefrau keiner Arbeit nachgehen müssen. Ich habe dann auch tatsächlich geheiratet, mich aber wieder scheiden lassen. Und nach der Scheidung musste ich natürlich anfangen, selbst Geld zu verdienen. So kam ich an den Job im Verteidigungsministerium. Dort habe ich zum Beispiel geprüft, ob Rekruten aus sozial schwachen Familien der Wehrdienst erlassen werden könnte, weil diese jungen Männer für den Unterhalt ihrer Eltern verantwortlich waren. Dabei habe ich mein Land von einer Seite kennengelernt, die ich bis dahin noch gar nicht kannte, nämlich dass es in Korea auch viele arme Familien gibt.

**Und warum haben Sie den Job im Verteidigungsministerium schließlich aufgegeben?**

2001 wollte ich ein Sabbatjahr einlegen und mich ganz aufs Schreiben konzentrieren. Ich wollte ins Ausland und eine fremde Sprache lernen, und ich wollte in ein Land, in dem man kein Englisch spricht. Mich zog die Neue Welt überhaupt nicht an, sondern die Alte Welt, das „Alte Europa“. So entschied ich mich schließlich für Deutschland und kam zum Sprachkurs nach Berlin.

**Hatten Sie denn vorher schon Kontakt zu Deutschland?**

Nein, überhaupt nicht. Ich konnte damals auch kein einziges Wort auf Deutsch sagen. Im Nachhinein aber denke ich oft, dass ich eine heimliche Liebe zu Deutschland hegte, denn ich habe im Alter von 13 oder 14 Jahren **Der Tod in Venedig** von Thomas Mann gelesen. Dieses Buch hat mich tief und nachhaltig beeindruckt und mich später vielleicht unbewusst nach Deutschland gezogen. Ja, und seither bin ich jedes Jahr drei Monate lang zu Besuch in Deutschland gewesen, vor allem in Berlin.

**Haben Ihre Aufenthalte in Deutschland auch Ihr Schreiben beeinflusst?**

Anfangs kam Deutschland in meinen Romanen ziemlich direkt vor: deutsche Figuren, deutsche Schauplätze. Das war zum Beispiel in „Zookind“ (2003) und in „Schreibtisch eines Essayisten“ (2003) so. Inzwischen aber abstrahiere ich viel mehr in meinen Büchern, und es geht eher um Fremdheit im Allgemeinen. Denn in Berlin habe ich gelernt, wie stumm man im Ausland werden kann: stumm wie ein Fisch.

**Mittlerweile sprechen Sie aber ziemlich gut Deutsch. Fühlen Sie sich immer noch stumm, wenn Sie hier sind?**

Ich fühle mich sogar noch stummer! Am Anfang war ich schon zufrieden, wenn ich mich für jedermann verständlich vorstellen



© Privat

konnte. Mit zunehmender Sprachfähigkeit wurden aber auch meine Wünsche größer: Ich möchte immer kompliziertere Dinge sagen, und das gelingt mir nicht immer. Ich weiß, dass ich auf Deutsch nie alles werde ausdrücken können, was ich ausdrücken möchte.

**Wenn Sie nach Ihrem Aufenthalt in Deutschland nach Korea zurückkommen – wie empfinden Sie Korea dann?**

Früher habe ich meine Heimat sehr abgelehnt. Das tue ich jetzt nicht mehr, und trotzdem fühle ich mich auch in Korea nach wie vor fremd. Dazu passt irgendwie auch, dass ich in einem der vielen Hochhäuser wohne; meine Nachbarn dort kenne ich gar nicht.

**Die Kritik in Korea stellt immer wieder fest, dass die Figuren in Ihren Geschichten sehr isoliert leben. Ihnen wird sogar vorgeworfen, Ihre Figuren würden „die allgemein üblichen Manieren ablehnen“. In der Tat zeigen Ihre Charaktere wenig Familien- oder Gemeinschaftssinn, und sie interessieren sich auch nicht fürs Heiraten.**

Man lebt in Korea auf sehr engem Raum zusammen. Daher muss man immer sehr nett zueinander sein, doch ich finde das verlogen. Ich schreibe deshalb von den Dingen, die man nicht sagen darf und die sich viele Leute auch nicht eingestehen wollen. Nämlich dass Einsamkeit auch Freiheit bedeutet. Gleichzeitig möchte ich meine Figuren aber auch nicht der Welt entfliehen, sondern sie einfach noch eine andere Welt erleben lassen. Und die drückt sich dann zum Beispiel in Träumen und Phantasien aus, die in meinen Büchern oft vorkommen.

**Ihre erste Erzählung „Dunkles Zimmer“ erschien 1993 in einer Literaturzeitschrift. In den 90er Jahren veränderte sich die koreanische Literaturlandschaft stark. Es traten zum ersten Mal viele junge Autorinnen hervor, deren Werke sich von der bis dahin üblichen, stark politischen und streng realistischen Literatur abhoben. Diese Literatur wurde vor allem von Männern geschrieben, die den Koreakrieg miterlebt hatten und später für die Demokratisierung kämpften.**

**Die jüngeren Autorinnen, zumeist in den 60er Jahren geboren, schrieben viel privatere Geschichten. Auch Sie gehören – von außen betrachtet – zu dieser Gruppe. Fühlen Sie sich auch dazugehörig?**

Nein, ich fühle mich bis heute nicht dazugehörig. Denn ich hatte bis in die 90er Jahre hinein kaum koreanische Literatur gelesen und wusste gar nicht, dass meine Erzählungen ähnliche Merkmale aufwiesen wie die Geschichten anderer Autorinnen.

Ich sehe also höchstens eine zeitliche Parallele, aber keine innerliche. Ich halte mich auch bis heute vom koreanischen Literaturbetrieb eher fern.

**Ihnen und anderen Autorinnen Ihrer Generation wird oft nachgesagt, Ihre Geschichten seien privat und daher unpolitisch. Was halten Sie von diesem Urteil?**

Ich bin unter einem Militärregime aufgewachsen. Wie sollte man da kein politisch denkender Mensch werden? Heute ist Südkorea zwar ein demokratischer Staat, aber auch dieses System beeinflusst unser Leben natürlich. Und diese neuen Lebensumstände – mehr persönliche Freiheit, aber auch sehr viel Einsamkeit und eine ausgeprägte Massenkultur – spiegeln letztendlich auch meine Geschichten. Ich werde, wie Sie sagen, in Korea einer Gruppe Autorinnen zugeordnet, deren Geschichten im privaten Bereich angesiedelt sind und die nach „weiblichem Schreiben“ klingen. Wir werden deshalb für unpolitisch gehalten. Diese Kategorisierung finde ich für mich persönlich ganz unpassend.

## Miguel Grinberg [Argentinien]

# Science-Fiction hier und jetzt

Miguel Grinberg (\*1937 in Buenos Aires) ist Dichter, Autor, Übersetzer, Herausgeber, Verleger, Universitätsdozent, Aktivist in Sachen Umwelt und ganzheitlicher Lebensgestaltung. Seit den 1960er Jahren mischt er im argentinischen Kulturbetrieb mit, als Gründer der legendären Zeitschriften *Eco Contemporáneo* und *Mutantia* ebenso wie als Spezialist für argentinischen „Rock nacional“ im Radio und als Initiator der „Multiversidad“ von Buenos Aires. Für sein Werk wurde er mehrfach ausgezeichnet, zuletzt mit dem chilenischen Premio N’Aitún 2008 der Cooperación Artistas Pro Ecología und der Stiftung Pablo Neruda. Seine letzten Veröffentlichungen sind *Ternura, deleite supremo* (Ed. Pausa 2008, Zärtlichkeit, höchster Genuss), *Celebración de la vida intensa* (Ed. Deva’s 2007, Feier des intensiven Lebens) und *Somos la gente que estábamos esperando* (Ed. Kier 2006, Wir sind die Leute, auf die wir gewartet haben). Silke Kleemann besuchte Miguel Grinberg in Buenos Aires.

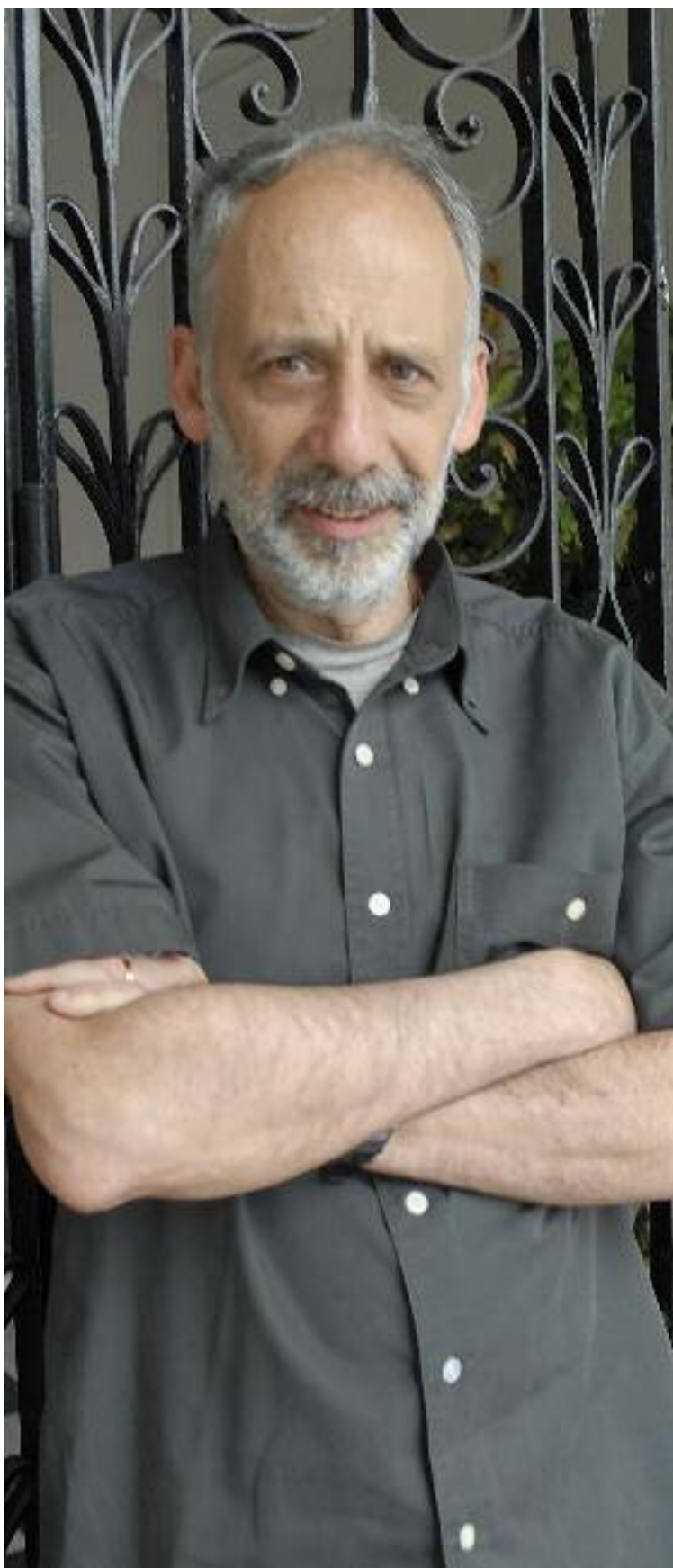
Miguel Grinbergs Wohnung sieht aus, wie man sich das Innere seines Kopfes nach so vielen Jahren der Schreib-, Übersetz- und Editierarbeit vorstellt. Bücher in Regalen, Bücher in Kartons, Bücher auf Stapeln, dazwischen Plattensammlungen und Audiokassetten, Zeitschriften, Zeitungsausschnitte, Briefe, Nachschlagewerke. Eine winzige Kochgelegenheit im Wurmfortsatz des Ganges, das Bett umzingelt von Regalen, Unterlagen und wieder Büchern. Das alles in Laufweite der emblematischen Straßen 9 de Julio und Avenida de Mayo, im Herzen von Buenos Aires. Miguel Grinberg ist mit seinen 70 Jahren einer der jugendlichsten Geister, die mir je begegnet sind. Mehr als ein Brennen ist es ein Strahlen, das von ihm ausgeht, Wärme, Interesse, intensiver Kontakt. Er ist historisches Gedächtnis, Zeitzeuge, Inspirator, Networker, umtriebig und unermüdlich. Zur Jahrtausendwende schrieb er in einem Artikel: „Am Ende des 20. Jahrhunderts haben wir noch viel zu tun und neu zu schaffen“ – und würde das heute sicher noch genauso unterschreiben.

1961 rief Grinberg mit Antonio dal Masetto die Lyrikzeitschrift **Eco Contemporáneo** ins Leben. Schon 1962 erwuchs daraus eine größere Bewegung, eine Vereinigung von Dichtern aus ganz Amerika mit dem Namen „Movimiento Nueva Solidaridad“, Bewegung Neue Solidarität – Henry Miller akzeptierte den Ehrenvorsitz. Besonders eng waren die Kontakte nach Mexiko, zum Team der Zeitschrift **El Corno Emplumado**, 1964 nahm Grinberg dort als argentinischer Abgesandter am Ersten Amerikanischen Dichtertreffen teil. Von Mexiko war es nicht weit bis in die Vereinigten Staaten, das Jahr 1965 verbrachte Grinberg weitgehend inmitten der New Yorker Avantgarde, machte Abstecher nach Kentucky ins Kloster des Trappisten-Mystikers Thomas Merton und wurde einer seiner Hauptübersetzer ins Spanische. In den 1970er Jahren festigten sich die Kontakte nach Boulder, Colorado, zum Naropa-Institut, wo um

Chögyam Trungpa die erste buddhistische Universität der USA entstand und Allen Ginsberg seine „Jack Kerouac School of Disembodied Poetics“ hatte. In Boulder erhielt Grinberg 1976 eine Initiation in tibetischer Meditation, was fortan neben den kulturellen Themen zu einem steten Gebiet der Forschung an sich selbst, der Weitergabe an andere sowie der Gemeinschaftserfahrung werden sollte.

In Argentinien war Miguel Grinberg nicht nur mit Witold Gombrowicz befreundet – über diese Freundschaft schrieb Grinberg ebenso ein Buch wie über seine Erfahrungen mit der Beat Generation und der Friedensbewegung. Auch bei der Entstehung des „Rock nacional“ war er hautnah dabei, der auf Spanisch gesungenen Rockmusik, die aus Argentinien nach ganz Südamerika schwappte und mit Charly García und Luis Alberto Spinetta zur Stimme einer ganzen Generation wurde. Noch heute moderiert Grinberg bei Radio Municipal Buenos Aires eine nächtliche Rock-Radiosendung, und gerade ist sein Klassiker zu den Ursprüngen der argentinischen Rockmusik aus dem Jahr 1977, **Cómo vino la mano. Orígenes del Rock Argentino** bei Gourmet Musical Ediciones neu aufgelegt worden.

In den 1980er Jahren verschob sich Grinbergs Engagement von der Kunst zu gesamtgesellschaftlichen Themen, was sich in der Gründung einer neuen Zeitschrift widerspiegelte. **Mutantia** erschien von 1980 bis 1987. Stichwort war die soziale Ökologie. Von 1982 bis 1984 arbeitete Grinberg am Environment Liaison Centre in Nairobi, 1986 gründete er das Nationale Netzwerk für Ökologisches Handeln, 1989 folgte in Chile der Ökosoziale Pakt für Lateinamerika und 1992 die Teilnahme an der UNO-Umweltkonferenz ECO 92 in Rio de Janeiro. Grinberg ging es nie um eine Protagonistenrolle – er sagt: „Wir waren ein ganzer Stamm, der da unterwegs war“ –, sondern um Mitarbeit an einer „subtilen Revolution“.



Ein weiteres Großprojekt fiel in die Zeit der Militärdiktatur in Argentinien: die „Multiversidad – im Gegensatz zur Universidad (Universität) – von Buenos Aires. Diese auf fünf Jahre angelegte Initiative („Wir wollten nicht, dass es eine Akademie, ein Museum wird.“) ging aus der Reflexionsgruppe „La Cultura del Futuro“ (Die Kultur der Zukunft) hervor, der Grinberg mit fünf weiteren Intellektuellen hauptsächlich aus dem Bereich der Philosophie und der Sozialwissenschaften angehörte. Es gab regelmäßige Veranstaltungen mit Zulauf von 300 bis 400 Personen, und um diesem Experimentierfeld für unabhängige pädagogische Praktiken einen konkreten Raum zu geben, mietete man 1982 im Tigre-Delta vor Buenos Aires kollektiv Räumlichkeiten – die „Multiversidad“ war geboren. Dort fand sich alles ein, was im Bereich der Kultur Rang und Namen hatte, Abordnungen der Multiversidad bereisten auch das Landesinnere Argentiniens, und es gab regen Austausch mit den anderen lateinamerikanischen Ländern. Eine „Abschussrampe für Initiativen“, so nennt Grinberg das. Lernen konnte man dort alles nur Erdenkliche, von Biodanza über ökologische Landwirtschaft bis zu ganzheitlicher Philosophie und Rock. In den letzten 15 Jahren ist Grinberg viel zwischen Argentinien und Brasilien gependelt, wo seine zweite Frau mit ihrem gemeinsamen Sohn lebte. Inzwischen sind sie alle in Buenos Aires, neben seiner Arbeit als freier Übersetzer aus dem Englischen hat Grinberg stärker wieder editorische Aufgaben übernommen, er leitet die Colección Biogramas zum Thema Ökologie beim Verlag Capital Intelectual. Und schreibt weiter unzählige Artikel für die verschiedensten Publikationen, ist in seiner Stadt Buenos Aires in den unterschiedlichsten Situationen anzutreffen: im offenen Gespräch in einer traditionellen Cafeteria an der Avenida de Mayo, als Podiumsgast bei einer Veranstaltung mit dem Dalai Lama, in kleinen Gruppen als Lehrer für die von ihm entwickelte „holodynamische Meditation“. Er arbeitet aus Überzeugung an der Basis, glaubt an das Aus-säen und die allmähliche Entwicklung: „wirklich und konkret, unwiderstehlich und unbesiegbar ... daran will ich teilhaben“. Brennende Probleme des Augenblicks sind für ihn der Klimawandel, der Vormarsch genetisch veränderter Lebensmittel, das Zusammenbrechen der sozialen Systeme in den großen städtischen Ballungsräumen. Grinbergs Blick ist auf die Zukunft gerichtet, zuversichtlich: „Ich schreibe keine Drehbücher für Science-Fiction-Filme – ich setze mich dafür ein, dass es diese Filme gibt, aber nicht in der Fiktion, sondern in der Wirklichkeit.“

Blog von Miguel Grinberg, auf Spanisch:  
<http://mundogrinberg.blogspot.com/>

© Privat **Silke Kleemann** (\*1976) ist Übersetzerin aus dem Spanischen, freie Lektorin und Autorin und lebt in München. [www.drachenbauch.de](http://www.drachenbauch.de)

## Baby Halder [Indien]

# Aus der Schattenwelt zum Medienstar

Vom 15. Oktober bis zum 29. Oktober 2008 war die indische Autorin Baby Halder auf Einladung der Heinrich-Böll-Stiftung auf Lesereise in Deutschland, um die deutsche Übersetzung ihrer Autobiografie *Kein ganz gewöhnliches Leben* (Draupadi, Übers. Annemarie Hafner) vorzustellen. Ihre erste Station war die Frankfurter Buchmesse. Jürgen Sander hat die außergewöhnliche Frau begleitet.

„Ihr Buch gehört zu Indiens Bestsellern des Jahres 2006. Von der Autorin hatte niemals zuvor irgendjemand gehört. Mehr noch: Erst durch das Buch lernte sie richtig zu schreiben. Ihr Name ist Baby Halder“, hieß es in einer Reportage, die 2006 auf arte gesendet wurde.

Nach der Veröffentlichung der englischen Übersetzung ihrer Autobiografie wurde sie in Indien zum Medienstar. Sie musste zahlreiche Interviews geben, viele indische Tageszeitungen berichteten über Baby Halder, die als Haushaltshilfe in Gurgaon bei New Delhi arbeitet. Sogar in der BBC wurde berichtet, in der New York Times und der Süddeutschen Zeitung erschienen Artikel über diese ungewöhnliche Frau. Weil Baby Halder über eine Welt schreibt, die normalerweise keine Stimme hat. Die Verlegerin Urvashi Butalia, die den ersten feministischen Verlag Indiens gründete und heute zusammen mit Preeti Gill den Zubaan Verlag leitet, schrieb in ihrem Vorwort zu **Kein ganz gewöhnliches Leben**: „Haushaltshilfen bewohnen eine Schattenwelt von nahezu unsichtbaren Leuten, ohne deren Hilfe das urbane Mittelklasse-Indien nicht überlebensfähig wäre.“ Plötzlich gab es eine authentische Stimme aus diesem Schattenreich, und viele Mittelklasse-Indier machten sich auf einmal Gedanken über die Lebensgeschichte ihrer Hausangestellten, die tagtäglich den Haushalt besorgen, kochen, sich um die Kinder kümmern und dabei möglichst unsichtbar bleiben.

Wir treffen Baby Halder in Frankfurt, wo sie eingeladen ist, die deutsche Übersetzung ihrer Autobiografie vorzustellen. Auf der Buchmesse erwarten sie bereits viele Termine. „Ich habe festgestellt, dass es hier in Deutschland sehr wichtig ist, Lesungen durchzuführen. Dadurch entsteht ein Interesse, das fand ich sehr schön“, sagt die Autorin. Die Veranstaltungen absolviert sie routiniert, sie beantwortet alle Fragen mit viel Witz und übernimmt schnell die Regie: „Die nächste Frage bitte!“ Bei diesen Fragen geht es häufig um schwierige persönliche Erfahrungen, aber Baby Halder ist gern bereit, den zahlreichen unhörbaren Haushaltshilfen eine Stimme zu geben. „Ich wollte alles aufschreiben, alle Ungerechtigkeiten. Viele der Frauen, die in den Häusern arbeiten, kennen das Buch. Es ist auch ihre Geschichte.“

Tatsächlich gleichen ihre Erfahrungen den Geschichten Millionen anderer indischer Frauen aus ärmlichen Verhältnissen: Ihr Vater war oft monate-

lang nicht zu Hause, manchmal schickte er Geld, doch oft blieben die Überweisungen aus und Babys Mutter wusste nicht, wo sie eine Mahlzeit für ihre Kinder herbekommen sollte. Hunger war ein ständiger Begleiter. Irgendwann waren die Kräfte der Mutter erschöpft: Eines Tages ging sie mit ihrem jüngsten Sohn zum Markt und kehrte nie wieder zurück. So waren die Geschwister plötzlich auf sich allein gestellt, oft mussten sich Verwandte um sie kümmern. Nur die Schule gab Babys Leben Struktur. Es gefiel ihr, lesen und schreiben zu lernen und die Lehrer mochten das wissbegierige Kind. „Ich liebte die Schule so sehr, wie ich unser Zuhause hasste. Ich wollte nie nach Hause gehen. Dort gab es niemanden, der meine Arbeit so schätzte wie meine Lehrer in der Schule.“

Ihre Schulzeit endete, als sie in die Pubertät kam. Ihr Vater, der das Gerede der Nachbarn fürchtete, suchte sofort einen Ehemann für Baby Halder. Mit 12 Jahren wurde sie verheiratet. „Unter einer Heirat konnte sie sich nicht viel vorstellen, sie dachte, es sei einfach ein Tag, an dem man Geschenke bekommt, einen schönen Sari anziehen darf und Musik gespielt wird. Wenn Baby sich heute daran erinnert, fragt sie sich, wie sie diesen Leidenstag so fröhlich verbringen konnte. Sie ahnte nicht, dass das der Anfang ihrer Zeit des Kummers und der Schmerzen war.“ In ihrer Autobiografie verwendet Baby Halder häufig die dritte Person, wenn es um besonders schmerzliche Ereignisse in ihrem Leben geht – so hält sie diese Erinnerungen auf Distanz. Auch bei den Lesungen scheint es Baby Halder nichts auszumachen, über schlimme Erfahrungen in ihrem Leben zu erzählen. „Wenn Leute etwas über mich wissen wollen, macht es mir richtig Spaß, zu antworten.“ Vielleicht hat ihr das Schreiben über die Vergangenheit ermöglicht, mit diesem früheren Leben abzuschließen.

Mit 14 Jahren bekam sie ihr erstes Kind, zwei weitere folgten in kurzem Abstand. Die Geschichte ihrer Ehe ist eine von Armut, Vernachlässigung, Gewalt und Demütigung. Dennoch war sie bemüht, ihren Kindern eine Zukunft zu ermöglichen und beschloss eines Tages, dieses Leben hinter sich zu lassen und mit ihren drei Kindern nach Delhi zu gehen, um dort als Haushaltshilfe zu arbeiten.

In den Häusern der indischen Mittelklasse-Familien zu arbeiten heißt, rund um die Uhr zur Verfügung zu stehen. Die Haushaltshilfen sind die ersten, die morgens aufstehen und die letzten, die zu Bett gehen. Sie sind



immer im Dienst, ein eigenes Leben ist für sie nicht vorgesehen. Baby Halder aber hatte sich auch um ihre Kinder zu kümmern, sie sollten zu essen haben, sie sollten regelmäßig zur Schule gehen. Das Geld, das sie verdiente, reichte kaum dafür aus. Das illegal erbaute Haus in einem Slum, in dem Baby Halder eine Wohnung gefunden hatte, wurde eines Tages von Bulldozern zerstört. Ihre wenigen Habseligkeiten fand sie auf der Straße wieder.

Dieses Schicksal teilt Baby Halder mit vielen anderen. Ungewöhnlich wird ihre Geschichte erst, als sie im Haushalt von Prabodh Kumar, einem Enkel Premchands, des großen Hindischriftstellers, eine Anstellung findet.

Eines Tages fiel Prabodh Kumar bei seiner Haushaltshilfe auf, wie lange sie sich beim Abstauben seiner Bücherregale aufhielt, und drückte ihr Bücher zum Lesen in die Hand. Schließlich gab er ihr Stift und Papier und forderte sie auf, ihre Lebensgeschichte aufzuschreiben. Und so begann sie, ihre Erinnerungen auf Bengali zu notieren, erst langsam und ein bisschen ungelenkt, schließlich musste sie ja erst wieder richtig schreiben lernen, dann immer routinierter, mutiger und literarischer.

Als das Manuskript vorlag, brachte es ihr Mentor Prabodh Kumar in Form und schickte es an verschiedene Verlage. Das Buch wurde zuerst auf Hindi veröffentlicht, dann auf Bengali, und zuletzt erschien die englischsprachige Ausgabe. Schnell wird es zum Bestseller und Baby Halder ist plötzlich ein gefragter Interviewgast. Viel hat sich seither verändert. Ihre Verwandtschaft ist stolz, eine Schriftstellerin in der Familie zu haben; Menschen, die bislang nur die Dienstin in ihr gesehen haben, bringen ihr plötzlich Respekt entgegen und ihren Kindern kann sie endlich eine gute Bildung finanzieren.

Der Erfolg des Buches führte sie schon vorher zu diversen Auslandsreisen, jetzt ist sie zum ersten Mal auf der Frankfurter Buchmesse: „Ich war schon auf Messen in Paris, in Hongkong und in Indien, aber so eine große Messe habe ich bisher noch nicht gesehen. Was mir sehr gut gefallen hat, ist, dass sich die Menschen hier so sehr für Bücher interessieren.“

Die Frage, wie weit sie sich vom Milieu ihrer Herkunft emanzipieren konnte, bleibt. Sie tritt meist sehr selbstbewusst auf, manchmal will sie jedoch ganz plötzlich der großen Aufmerksamkeit entfliehen. Dann kann man sie nur nach gutem Zureden zum Bleiben veranlassen.

Am Stand ihres deutschen Verlags Draupadi hält der Schriftsteller und Dichter Alokaranjan Dasgupta, der an der Heidelberger Universität indische Literatur unterrichtet, eine Laudatio auf Baby Halder. Sie begrüßt den vor allem in Kalkutta sehr bekannten Dichter mit einer Geste größter

Ehrfurcht, der höher stehenden Personen zuteil wird: Sehr tief beugt sie den Kopf und hält seinen Handrücken an ihre Stirn. Seine Lobrede macht sie sehr verlegen.

Auch als sie hört, dass bei einer Lesung der indische Generalkonsul zugegen war, reagiert sie verunsichert: „Ist der nur wegen mir gekommen? Oh my God! Das ist verrückt, das ist wirklich ein Glück, das er nur wegen mir gekommen ist, das freut mich sehr!“

Während ihres Frankfurt-Aufenthalts ruft sie immer mal wieder zu Hause an, um ihren Kindern zu erzählen, was alles passiert ist. Einen Vormittag hat sie sich reserviert, um für sie einzukaufen: „Sie erwarten natürlich, dass ich etwas mitbringe. Und natürlich möchte ich ihnen etwas mitbringen, was ihnen gefällt, aber eigentlich freuen sie sich über alles. Ich habe also



Baby Halder mit Alokaranjan Dasgupta



© Jürgen Sander

Deutschland-T-Shirts gekauft. Wenn sie damit herumstolzieren und die anderen sehen: Ah, die Mutter war im Ausland, freut sie das natürlich besonders.“ Doch auch ihren Mentor will sie beschenken. Sie führt noch immer seinen Haushalt und sagt, sie könne ihn nicht im Stich lassen.

„Ich erkannte in ihr von Anfang an eine Frau von außergewöhnlicher Gradlinigkeit, Klugheit und Mitgefühl“, schreibt Urvashi Butalia in ihrem Vorwort zu **Kein ganz gewöhnliches Leben**. So haben wir Baby Halder auch in Frankfurt erlebt. Mittlerweile hat sie ihr zweites Buch veröffentlicht, an ihrem dritten arbeitet sie gerade.

**Jürgen Sander** hat Indologie studiert. Er arbeitet als Redakteur bei der Bücher-gilde Gutenberg in Frankfurt.

Jamal Mahjoub [Sudan / Großbritannien]

# Ein Held des politischen Islamismus?

Jamal Mahjoub wurde 1960 in London als Sohn einer Engländerin und eines Sudanese geboren und wuchs in Khartoum auf. Nach vielen Ortswechseln lebt der Autor, Übersetzer und Publizist heute in Barcelona. Bereits während seines Geologiestudiums in Großbritannien veröffentlichte er literarische Texte, mittlerweile liegen fünf Romane von ihm vor. In diesem Jahr erschien auf Deutsch in der von Ilija Trojanow herausgegebenen Reihe „Weltlese“ in der Edition Bücher-gilde *Die Stunde der Zeichen* (Übers. Thomas Brückner). Martin Zähringer hat sich mit ihm über die Hintergründe des Romans unterhalten.

**Martin Zähringer:** Mr. Mahjoub, Sie haben 1996 in London einen Geschichtsroman über den religiösen Führer Mahdi veröffentlicht, der im 19. Jahrhundert die erste islamische Republik Omdurman im Sudan gründete. Die bestand nur 15 Jahre, bis 1898, warum sollte das noch interessieren?

**Jamal Mahjoub:** Die Geschichte des Mahdi ist ein zentraler Moment in der Geschichte des Sudan. Der Sudan hat als Land vor den Eroberungen der Osmanen gar nicht existiert. Davor gab es Königreiche im Süden, Norden und Osten des Gebietes, das man auch als Nubien kennt, aber der Prozess einer Einheit begann zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit der Besatzung durch Mohammed Ali Pascha, dem osmanischen Vizekönig in Ägypten. Dagegen agierte vor allem ein Mann, der Bootsbauersohn Mohamed Achmed ibn Abdallah, der behauptete, ein Nachfolger des Propheten zu sein. Das war schon eine ziemlich wilde Behauptung, aber er versprach eben auch, dass er die islamische Welt in eine neue Phase ihrer Geschichte führen würde, gereinigt von all der Dekadenz und Korruption unter den Osmanen.

**Der Mahdi heißt auch der Gottgeleitete. Hat er nicht rein religiös agiert?**

Nein, das war schon eine eindeutig politische Aktion. Die Worte des Mahdi richteten sich konkret gegen die Türken und ihre ägyptische Verwaltung, die absolut unbeliebt waren. Die Inspiration war religiös, sie kam ja angeblich von Gott selbst, und der Mahdi wurde schnell zur Legende. Aber er war so geschickt und fand so viel Unterstützung, dass die Mahdi-Armee bald die osmanischen Truppen aus dem Land werfen konnte. Später sogar die Briten, die kamen, um General Gordon zu helfen, was nicht gelang – Khartoum wurde von den Mahdisten eingenommen und geschleift und Gordon wurde getötet.

**Auf der anderen Seite des Nil machten die Mahdisten dann Omdurman zur Hauptstadt ihrer Republik. Wie ist das zu bewerten?**

Die Gründung der Republik Omdurman war ein sehr dramatischer Moment, sowohl in Bezug auf die Geschichte des britischen Imperialismus als auch auf die Geschichte der Familie des Mahdi. Die Familie des Mahdi gründete die Umma-Partei und war im Sudan immer eine mächtige Kraft. Saddik el-Mahdi, bis zum Putsch 1989 Ministerpräsident im Sudan, ist ein Urenkel des Mahdi und dort noch immer ein wichtiger Führer. Diese Geschichte dauert also noch an, und das interessierte mich, als ich diesen Roman zu schreiben begann: Dass wir anscheinend nach 100 Jahren immer noch an der gleichen Stelle waren wie zuvor, als nur eine islamische Vision das Land einigen konnte. Ich schrieb also diesen Roman im Bewusstsein der Situation von 1989 und den frühen 1990er Jahren und sehe ihn in Beziehung zu dem, was 100 Jahre früher geschah.

**Welche Beziehung ist das konkret?**

Die andauernde Krise der Nationenbildung. Im Sudan ist das eine Dauerkrise. Es gibt im Sudan nicht nur die religiöse Trennung zwischen dem Islam im Norden und den christlichen Gruppen im Süden, es gibt auch eine kosmopolitische Vielfalt der Völker. Aber sie schaffen es nicht, aus dieser Vielfalt heraus eine Nation zu begründen. Das ist die Krise, der Bürgerkrieg, der seit 20 Jahren tobt, das ist der Kampf in Darfur heute. Das alles kommt von dieser Unfähigkeit, die Differenzen im Lande in einer zusammenhängenden Idee zu absorbieren. Und der traditionsbezogene Mahdismus gehört zu den Kräften, die gegen diese universale Vorstellung einer modernen Nation arbeitet.

**Dann glaubt man im Sudan noch an den Mahdi?**

Einige tun das, und für diese ist er offensichtlich der Vater der



des Sudan, darüber will niemand wirklich reden, aber es war eben so. Es gibt viele derartige Dinge, die Teil der sudanesischen Geschichte sind und die man unbedingt einbringen muss, um ein Modell für diese Nation zu erschaffen, doch das passiert nicht. Aber so lange wir auf diesen Mann und seine Legende fixiert sind, so lange werden wir in einer Falle stecken bleiben.

#### **Ist der Mahdi ein Held des politischen Islamismus?**

Nein, das glaube ich nicht, die haben jetzt modernere Helden. Aber es gibt eine große Gruppe von Leuten, die davon ausgehen, dass der Sudan auf der Basis der islamischen Vision gedeihen muss. Für diese Leute ist er schon ein Held, für sie ist er der Gründervater der modernen Nation. Aber hier und jetzt gibt es im Sudan ganz andere Beziehungen zur islamistischen Bewegung.

#### **Was ist denn das Problem des Sudan heute?**

Das Hauptproblem im Sudan war schon immer das der Repräsentation. Es gibt einen kulturellen Konflikt zwischen diesen Leuten, die an die islamische Vision glauben, die aber eine sehr starke Opposition jener Kräfte hervorrufen, die das eben nicht glauben. Es gibt natürlich den islamischen Sudan, aber die Zeiten sind vorbei, als dieser romantische Islam aus den 1990er Jahren die Leute noch beflügeln konnte.

Man sieht ja jetzt, was alles schief ging. Wenn man die Leute heute in Khartoum auf Darfur anspricht, dann heißt es: Die Regierung hatte nicht den Willen, das Problem dort im Süden zu lösen, und jetzt ist es zu spät. Ich glaube nicht, dass die Regierung einen großen Rückhalt hat, und ich glaube auch nicht, dass die Leute noch davon ausgehen, dass der Islam die Lösung ihrer Probleme bedeutet.

#### **Aber im Norden gilt die Scharia, geht es noch islamischer?**

Der Islam ist ein wichtiger Teil der Kultur im Sudan, ganz klar, aber es ist ein differenzierter Islam. Es gibt den Islam des Mahdi und seiner traditionalistischen Anhänger, es gibt ein starkes Element Mystizismus, aber der Sudan ist auch Afrika, und das bedeutet, es gibt Aberglauben und eine Vermischung mit afrikanischen Traditionen. Das ist natürlich nicht das, was dem wahhabitischen Islam entspricht, der in weiten Teilen der islamischen Welt populär ist, wo man sich überhaupt nicht für diese kulturellen Improvisationen interessiert und ausschließlich von der Wahrheit der eigenen Überzeugung ausgeht.

#### **Ist der Konflikt im Sudan also vor allem religiöser Natur?**

Es gibt einen echten Konflikt innerhalb des Sudan zwischen dem Norden und dem Süden, es gibt den Konflikt zwischen Islam und Afrika und zwischen Islam und Demokratie. Und ein weiteres Element, das seit einiger Zeit das Bild beherrscht, ist die Ökonomie. Wir haben jetzt Öl, es gibt viel Geld, aber die Kluft zwischen Arm und Reich war nie so tief. Das ist das Hauptproblem der Zukunft.

modernen Nation. Er ist der Mann, der ursprünglich die sudanesische Nation in einem muslimischen Staat begründet hat, was ja nur wenige Jahre dauerte, bis die Engländer das Land wiedererobert hatten. Er ist ein Teil der Tradition, ein originales Produkt des Sudan, aber er ist auch Teil des Problems. Irgendwie müssen wir darüber hinaus kommen, wir müssen zu einem Punkt gelangen, an dem wir den Sudan offener betrachten können, nicht einfach als ein praktisches und perfektes Modell für einen muslimischen Staat.

#### **Wie wäre der Mahdi zu überwinden?**

Im Sudan müssen wir anfangen tiefer zu blicken, uns anschauen, wie eigentlich die alten Königtümer waren, welche Beziehungen sie untereinander hatten. Hunderte von Jahren Christentum im Norden

© Ekko von Schwichow

## Bae Su-Ah [Korea]

# Büro Nr. 200

Nach einem viel zu langen Arbeitstag war ich so erschöpft, dass ich keinen Hunger mehr spürte. Aus dem Supermarkt im Untergeschoss holte ich mir Bier und Cracker. Der Aufzug des Hochhauses war um sieben Uhr abends überfüllter als die U-Bahnen frühmorgens. Im Westen ging gerade die Sonne unter.

In meinem Zimmer trank ich alleine Bier und aß Cracker.

Ich schüttelte die verstreuten Krümel vom Bett und erhob mich.

Von meinem Zimmer aus hörte man 24 Stunden lang den Autolärm. Fast täglich heulten frühmorgens die Sirenen der Feuerwehr und der Notarztwagen. Als das Gebäude nebenan brannte, fuhren Dutzende von Feuerwehren vor, aber der Brand war nicht so groß, dass Fernsehteams herbeieilten. Es stank wahnsinnig und der Nachthimmel war vor Rauchschwaden nicht mehr zu sehen. In jener Nacht konnte ich nicht einschlafen. In dem Brief hatte gestanden: *Einst warst du meine große Liebe, du, meine Gefährtin und für mich der einzigartigste Mensch in meinem Leben überbaut. Ich werde mich bis zum Ende meines Lebens an dich erinnern.*

Ich warf die leere Bierdose in den Mülleimer.

Eine Stimme war zu hören.

*Hanna.*

*Ist da jemand?*

Ich schaute mich im dunklen Zimmer um. Ich hatte kein Licht angemacht. Der Mann aus dem Büro Nr. 200 war noch da. Ich klopfte zwei Mal an und wartete, bis die Tür aufging.

„Ich wollte Ihnen den Portobeleg für Ihren Brief vorbeibringen.“

„Woher wussten Sie denn, dass ich noch im Büro bin.“ „Ich dachte eigentlich, Sie wären nicht mehr da. Ich bin auf gut Glück runter gegangen.“ „Runter gegangen?“ „Ja, ich wohne im 12. Stock.“ „Ach so.“ „Hier bitte, Ihr Beleg.“ „Danke.“ „Sie brauchen nicht zu zahlen“, sagte ich schnell, als er sein Portemonnaie zücken wollte.

„Das geht aber nicht.“

„Nein, wirklich nicht nötig“, beharrte ich und sah ihm in die Augen.

Seine Krawatte lag auf der Sofalehne und das Jackett hing an der Garderobe. Auf dem Sofa lag ein offener Karton, und der Metallschrank neben dem Schreibtisch stand ebenfalls offen. Er war gerade dabei, aus dem Schrank ein paar Bücher, einen grob gestrickten Pullover für schlechtes Wetter, ein Behältnis für Bleistifte und eine völlig verstaubte Baseballmütze in den Karton zu packen.

„Ziehen Sie mit dem Büro um?“ „Ja, so ähnlich.“

Der Mensch aus dem Büro Nr. 200 und ich standen uns gegenüber, etwa zwei Meter voneinander entfernt, und schauten uns schweigend an. Als Zeichen, dass er sich vor mir nicht in Acht zu nehmen brauchte, hob ich beide Hände und zeigte ihm die Innenseite. Ich öffnete meine Jacke und versicherte ihm, dass ich darunter nichts versteckt hielt. Wenn er gewollt hätte, wäre ich bereit gewesen, sogar meinen Rock bis zum Strumpfhosenbund hochzuziehen. Ich näherte mich dem Mann aus dem Büro Nr. 200. Unter dem diffusen Neonlicht sah ich, wie sich sein Gesicht plötzlich anspannte.

„Ich möchte gerne mal mit Ihnen reden.“ „Dann setzen Sie sich.“

„Ich möchte einfach nur reden. Sie brauchen sich vor mir nicht zu fürchten.“ „Das habe ich schon verstanden. Bitte setzen Sie sich.“

Wir setzten uns jeweils an ein Ende des Sofas.

„Hm, Sie sind noch ledig, nicht wahr?“ „Ja.“ „Haben Sie dann wenigstens einen Freund?“ „Ja, er wohnt im 11. Stock.“ „Ach so, Sie möchten gerne von Ihrem Freund erzählen.“

Sein Gesichtsausdruck entspannte sich ein wenig. Einen kurzen Augenblick lächelte er sogar, allerdings sah es eher aus wie ein schwaches Zucken des linken Mundwinkels.

„Ich rede gerne. Und Sie, hören Sie gerne zu?“ „Mir ist es egal.“

„Es war seltsam. Nach Feierabend war ich allein zu Hause, aber plötzlich hatte ich das Gefühl, dass jemand in der Wohnung wäre. Irgendwoher kam sogar eine Stimme. Ich fragte dann laut: *Ist da jemand?* Aber es war nichts zu hören. Oh, Entschuldigung, ich habe Durst. Darf ich mal nachsehen, ob ich etwas zum Trinken finde?“

Ich öffnete den Kühlschrank. Darin war nur eine ausgedörrte Zitrone, eine Flasche Tonic und eine Flasche Mineralwasser. Ich füllte ein Glas mit Mineralwasser und presste einen Tropfen Zitrone hinein. Dann ging ich wieder zurück und fuhr fort.

„Mit Michel, also, so heißt mein Freund. Mit ihm kann ich mich kaum unterhalten. Wir sagen uns höchstens so etwas wie: Ich habe Hunger. Wollen wir essen? Oder lieber einen Saft? Michel, wollen wir im Dachgarten spazieren gehen? Mehr als das sagen wir uns nicht.“

„Das klingt, als hätten Sie eine ziemlich langweilige Beziehung.“

„Erzählen Sie mir doch auch etwas von sich.“

„Hören Sie, ich bin doppelt so alt wie Sie. Wovon sollte ich Ihnen denn erzählen?“

Er wich meinem Blick aus.

„Wann ziehen Sie denn weg?“ „Morgen.“ „Kommen Sie wieder?“

Er gab mir keine Antwort. Stattdessen kniff er kurz die Augen zu, offenbar blendete ihn das Neonlicht, danach schloss er langsam seine Lider.

„In letzter Zeit hat sich meine Sehstärke drastisch verschlechtert. Das macht mich müde.“

Ich stand auf und knipste den Schalter am Eingang aus. Mit einem Klick verdunkelte sich das Büro. Es befand sich auf der Rückseite des Gebäudes, so dass die grellen Neonlichter von der Straße kaum hineinstrahlten.

„Was machen Sie denn da?“, fragte er langsam mit kühler Stimme, während er kurz die Augen öffnete, um sie gleich wieder zu schließen.

„Ich habe das Licht ausgemacht. Sie sagten, Ihre Augen seien müde. Zum Reden ist es wohl nicht nötig, oder?“ „Haben Sie denn auch die Tür verriegelt?“ „Ja.“ „Bitte vergewissern Sie sich.“

Ich ging zur Tür und überprüfte, ob sie wirklich abgeschlossen war. Nachdem ich mich wieder hingesetzt hatte, nahm ich einen Schluck vom Zitronenwasser, streichelte die Kante des Sofas, berührte meine Haarspitzen, dann nippte ich erneut am Glas, berührte wieder die Sofakante und so weiter. Er rührte sich mit seinem schwerfälligen Körper kaum von der Stelle, bewegte nur die Hände, um Zigaretten aus der Tasche zu holen und sich eine anzuzünden. Danach schloss er wieder die Augen und rauchte.

„Hören Sie mal.“ „Ja.“ „Was wollen Sie von mir?“ „Seit ich Sie zum ersten Mal gesehen habe, möchte ich mit Ihnen reden.“ „Wieso ausgerechnet mit mir?“ „Eines Tages schaute ich auf, da standen Sie einfach vor mir. Es gibt keinen anderen Grund.“ „Ich bin schon 52.“ „Ob Sie 102 oder 12 sind, spielt für mich keine Rolle.“

Ich rückte näher an ihn heran und schaute ihn unverwandt an.

„Wie Sie sehen, habe ich so grässlich zugenommen. Ich habe weder viel Geld noch Macht, bin weder ein Fernsehstar noch ein berühmter Künstler. Wieso wollen Sie ausgerechnet mich?“

„Warum zählen Sie diese Beispiele auf?“ „Weil junge Frauen meistens solche Männer lieben.“ „Ja, meistens ist es so.“ „Möchten Sie, dass ich etwas für Sie tue?“ „Ich bin weder eine Spionin noch eine

Verrückte. Bitte sagen Sie nicht, dass ich gehen soll.“ „Schon verstanden. Dann sollten Sie aber auch aufhören, so nervös zu blicken.“

Schwerfällig versuchte er, etwa zehn Zentimeter näher zu rücken. Als er sich bewegte, wackelte das Sofa ordentlich. Er streckte seinen Arm aus und berührte leicht meine Haare auf den Schultern. Schlagartig wurden meine Lippen trocken wie in der Wüste.

„Wie fühlen Sie sich jetzt?“ „Noch nie in meinem Leben wurde mir ein Wunsch so erfüllt wie jetzt in diesem Augenblick.“ „So, jetzt erzählen Sie weiter. Ich höre zu.“ „Darf ich mehr von Michel erzählen?“ „Wie Sie wollen.“

„Michel hat viele Freunde in der 11. Etage. Alles Franzosen, die hier jobben. Sie bleiben nicht allzu lange in Korea. Michel ist mein zweiter Freund seit meinem Einzug hier. Der erste war ein Student aus dem 15. Stock. Er mietete sich für ein Semester die Wohnung, um hier seine Magisterarbeit zu schreiben. Das Ganze dauerte aber etwas länger als geplant. Ach, ja, ich habe auch eine Freundin im 2. Stock, sie arbeitet auf dem Bezirksamt. Mit ihr habe ich mich angefreundet, weil wir im selben Restaurant essen. Wir haben zusammen den Studenten auf dem Zimmer besucht. Manchmal kamen auch die Freunde von ihm dazu und wir hatten Spaß miteinander. Nachdem der Student weggezogen war, fühlte ich mich ein wenig einsam, aber unerträglich war es nicht. Nun hat die Freundin vom Bezirksamt mit einem der Angestellten aus dem Konstruktionsbüro angebündelt, so dass ich dieses Mal in der Mittagspause mit ihr in dessen Büro im 9. Stock vorbeigeschaut habe. Ich fahre immer zum Dachgarten hoch, wenn das Wetter schön ist. Und dann habe ich Michel kennen gelernt, was ich sehr schön fand. Wenn wir genug vom Fernsehen haben, bummeln wir durch die Arkade im Untergeschoss. Michel liebt es, die Geschäfte von Burberry oder Armani anzuschauen, ich dagegen mag lieber Esprit oder Sisley. Bei Schuhen bevorzuge ich die von Soda. Michel findet aber das Design von Soda zu grob, er kann es nicht leiden. Viel lieber mag er die schlanken Salonschuhe im Retro Style. Aber alles ist zu teuer, als dass ich es mir wirklich leisten könnte. Ich habe ja auch nie einen Anlass, in solcher Kleidung auszugehen. Deshalb bin ich schon zufrieden, wenn ich sie mir nur anschauen kann. Letztes Jahr an Weihnachten, also, damals kannte ich Michel noch nicht so lange, da schenkte er mir etwas. Das war leider ein mit Spitzen verzierter Regenschirm, den kann ich nicht gebrauchen. Der Student hat mir zum Abschied eine Kette mit Muscheln geschenkt. Die hat er an einem billigen Straßenstand gekauft, aber ich habe mich gefreut. Puh, es ist heiß hier. Darf ich meine Jacke ausziehen?“

„Wie Sie möchten.“ „Die Schuhe auch?“ „Bitte.“

„Michel mag Seoul nicht. Er meint, der Smog sei zu stark und die Menschen seien unfreundlich. In den U-Bahnen wimmele es von Dieben, die Frauen seien zu dick geschminkt, angemalt wie Clowns, außerdem würden sie im Winter nur Schwarz und im Sommer nur Weiß tragen. Hier würden stinknormale Herren auf die Straße spucken und die Autos Ampeln nicht beachten.“

„Das ist doch in allen Großstädten der Fall, oder?“ „Das sage ich auch.“ „Ist das alles?“ „Was meinen Sie damit?“ „Über Sie und Michel.“ „So ist es.“

„Wohin fahren Sie am Wochenende?“ „In Michels Wohnung.“ „In der 11. Etage.“ „Ja.“ „Und dann?“

Er rückte ein bisschen näher. Das Sofa wackelte wieder. Er war jetzt so nah, dass ich seinen Atem spüren konnte.

„Wenn das Wetter schön ist, dann gehen wir auf den Dachgarten hoch.“ „Und sonst?“ „Im Untergeschoss kaufen wir ein.“ „Und wohin noch?“ „Nirgends. Das ist alles.“

„Sie gehen wohl gar nicht nach draußen?“ „In den letzten drei Jahren habe ich dieses Gebäude nie verlassen.“ „Aus welchem Grund?“

„Hm, alles, was ich brauche, gibt es hier. Was man nicht sehen kann, brauche ich nicht. Nein, ich vermisse es nicht einmal.“ „Dann brauchen Sie ja wirklich keinen Schirm.“ „Genau.“

Wir blickten uns an und begannen, langsam und gleichzeitig zu lächeln. Seine Finger berührten meinen Hals. Sie waren warm wie eine Wurst, die frisch aus dem Ofen kommt.

„Meine Finger sind immer kalt.“

Ohne zu antworten, sah er auf meine Finger.

„Nicht nur die Finger, sondern auch die Zehen, ja sogar die Innenseite der Arme, und meine Brüste sind kalt wie ein Eisblock.“

„Ist Ihnen mal ein Unglück widerfahren?“ „Nein. Nichts. Meine Lippen sind kalt und auch die Haare. Es ist, als wäre ich tot.“

„Wo sind Sie geboren?“

„In einem Krankenhaus in Myongdong Nr. 17. Ich weiß nicht, ob es das noch gibt. Es soll das Zimmer Nr. 8 im 2. Stock gewesen sein. Es war Frühlingsanfang, der Wind wehte so stark, dass es einen Unfall gab. Im Stadtzentrum ist ein Ladenschild heruntergefallen und hat einen Passanten tödlich getroffen.“

„Woher wissen Sie das so genau?“ „Ich besitze eine Zeitung von diesem Tag.“ „Das wievielte Kind sind Sie?“ „Das vierte.“ „Ganz schön viele Kinder.“ „Ja. Für alle Kinder wurden Kleider aus dem gleichen Popelinstoff genäht. Es sah bei uns wie in einem Heim aus.“

„Das wievielte Kind ist denn Michel?“ „Keine Ahnung. Seine Mutter war ledig, ich habe nie gehört, dass er Geschwister hat.“ „Wie stellen Sie sich Ihre Zukunft vor?“ „Die Zeit vergeht, auch wenn man sich keine Gedanken macht. Jedenfalls war es bis jetzt so.“ „Ich meinte mit Michel.“ „Keine Ahnung. Bestimmt werden wir uns am Wochenende treffen. Letztes Wochenende war es ja auch so. Dieses Wochenende werden wir uns auch wieder sehen.“ „Und nächstes Wochenende?“ „Bestimmt auch, wie immer, außer es passiert was.“

„Und was ist mit übernächstem Wochenende, dem überübernächstem Wochenende und dem Wochenende darauf?“

„Wenn das Wetter schön wird, fahren wir zum Dachgarten hoch. Ich habe mir schon Disneyfilme ausgeliehen. Ja, ich werde weiterhin zum Dachgarten hochfahren und Disneyfilme oder Filme mit Isabelle Adjani ausleihen. Dann werde ich zum Dachgarten hochfahren und mir Disneyfilme oder Filme mit Isabelle Adjani und von Leos Carax anschauen, ich werde wieder zum Dachgarten hoch-

fahren, dort schlafen und nachts vor dem Fernseher ohne Bettzeug einschlafen, und dann leihe ich mir wieder Disneyfilme aus ...“

„Hören Sie auf damit.“

„Nein, ich höre nicht auf. Ich werde mir Filme von Leos Carax und Miyazaki holen. Das haben wir abgemacht. Ich gehe jeden Tag hinauf auf den Dachgarten. Wenn es sehr heiß ist am Wochenende, schlafe ich dort. Dann sehe ich sie mir an, die Filme von Disney, Isabelle Adjani, Leos Carax, Miyazaki, und den Schwarzweißfilm mit meinem Lieblingsschauspieler Jean Gabin ...“

„Aufhören! Ich habe gesagt, Sie sollen aufhören!“

Der Mann aus dem Büro Nr. 200 schimpfte jetzt und berührte mich unsanft am Hals. Das kam so unerwartet, dass ich das Gleichgewicht verlor, dabei prallte mein Kopf auf die harte Holzlehne des Sofas und es gab einen dumpfen Schlag.

Ich richtete mich schnell auf, hielt meine Stirn und rührte mich nicht.

„So werden unzählige Wochenenden vergehen. Werde ich schon unversehrt überleben, oder?“

„Tut mir Leid. Bluten Sie etwa?“ „Nein, es ist nur ein blauer Fleck.“

„Nehmen Sie mal die Hand weg.“ „Nein, lassen Sie.“ „Seien Sie nicht so stur. Oh, tatsächlich ein Bluterguss. Das tut weh, oder?“

Ich schüttete mir das restliche Zitronenwasser auf die Stirn. Es lief mir über das Gesicht und die Brust. Das Wasser war kalt und ich fröstelte, trotzdem gefiel es mir.

„Weinen Sie?“ „Nein, das ist nur das Zitronenwasser.“ „Es sieht aber so aus, als ob es aus den Augen käme.“ „Ich weine aber nicht.“

„Darf ich die Beule mal anfassen?“ „Bitte.“ „Ganz schön heiß.“ „Warum sind Sie denn so böse geworden? Habe ich etwas falsch gemacht?“ „Nein, ich habe überreagiert.“ „Ich wollte nur mal reden. Das war alles.“ „Ich weiß.“

„So werden wohl unzählige Wochenenden vergehen, oder? Was denken Sie, wie lange ich noch leben werde?“

„Es gibt Dinge, wovon Sie noch keine Ahnung haben. In dieser Welt gibt es so etwas wie unzählige Wochenenden nicht.“

„Was soll ich jetzt machen?“ „Hm.“

Es war nicht klar, ob er lachte oder stöhnte. Ich drückte meine nasse Brust gegen seinen Körper und hielt den Atem an. Er hob leise seinen Arm, steckte die Hand in meine Bluse und berührte meine Brust.

„Sie ist ja wirklich kalt.“ „Sind Sie Herr Kim oder Herr Lee?“ „Weder noch. Ich bin nur ein Angestellter.“

„Darf ich weiter von Michel erzählen?“ „So viel Sie wollen.“

„Michels Arbeitsvertrag mit der Privatschule wird bald enden und er wird weggehen. Mit dem verdienten Geld möchte er nach Algerien ziehen und wie ein Sultan leben. Das ist sein Traum. Aber er mag nicht sesshaft werden, deswegen wird er dort nicht für ewig bleiben.“

„Was ist denn Ihr Traum?“

„Ihr Körper riecht sehr intensiv.“ Auf seine Frage antwortete ich nicht.

Homero Aridjis [Mexiko]

# Die letzte Nacht der Welt

Ich glaubte, es wäre die letzte Nacht der Welt  
und die Engel würden am Horizont erscheinen,  
die des Lichtes und die der Finsternis,  
und etliche kämen in der tödlichen Auseinandersetzung um.

Die Menschen wären die Zuschauer der Schlacht  
zwischen den Heerscharen des Guten und des Bösen.  
Gold würde aus den Wolken des unverschämten Tages fallen.

Doch es war nicht der letzte Tag der Welt,  
es war eine weitere Nacht, die nicht zur Welt zurückkehren würde.  
Am Fenster eines Zimmers stehend – es reichte auf  
einen verschwundenen Fluss, auf ein paar graue Häuser –  
dachte ein Engel an die Wasserkörper, die sie gewesen waren,  
und vernahm in der Ferne die Geschichte seiner verlorenen Kind-  
heit.  
Der Fluss floss im Gestern, einer auf das Vergangene gerichteten  
Zukunft.

Die Jungfrau – eine Mazahua-Indianerin – bettelte auf der Straße,  
doch niemand gab ihr einen Cent,  
da die Straße voller Mazahua-Indianerinnen war  
und ein Geldsack vonnöten gewesen wäre, um allen etwas zu geben.  
Und da niemand dünne Beine  
und kaputte Taschen hatte, war die Straße eine Einsamkeit aus As-  
phalt  
die sich in vielen anderen Einsamkeiten aus Asphalt verlor.

Ich hatte Kopfschmerzen, als ich sah,  
was die Menschen mit dem Wasser und den Vögeln gemacht hatten,  
mit den Bäumen der Allee und mit dem Leben.  
Ich hatte Kopfschmerzen, als ich meinen Schatten auf der Straße sah

und weil ich wusste, dass das Ende der Welt nahte,  
auf allen Wegen und in allen Augenblicken.  
Ein Bettler folgte mir mit leuchtenden Augen.  
In den Schaufenstern der Geschäfte  
waren Plastikfrüchte und ausgestopfte Tiere,  
Aufnahmen von der Erde, als sie noch blau war,  
und längst zerstörten Wäldern.  
Auf Erinnerung erpicht, doch noch mehr auf mich,  
machte ich kehrt auf einer Straße und versuchte  
meinen Doppelgänger, den Bettler, zu überraschen.

Ich traf einen krummen Engel  
der im trüben Mondlicht Zeitung las.  
Seine güldenen Fußstapfen waren dem Straßenbelag  
eingeschrieben:

ENGEL ÜBERFALLEN DIE STADT

- lautete die heutige Nachricht.

ENGEL LIEBEN UNSERE JUNGFRAUEN

- lautete die gestrige Nachricht.

Dann, lustlos, enttäuscht,  
ging ich die Wege zurück,  
als ob die Liebe der vertrauten Menschen  
von den Straßen der Welt verschwunden wäre.  
Als ich nach Hause kam,  
begann ich wie der Engel am Fenster  
das Wasser des verschwundenen Flusses zu vernehmen.

Aus: **Zeit der Engel**, Antologia Poetica (1960-1994), Mexiko 1994  
*Aus dem Spanischen von Margrit Klingler-Clavijo*

**Homero Aridjis** ist Dichter, Romancier und Umweltaktivist und derzeit  
Vertreter Mexikos bei der UNESCO in Paris.

## Raúl Argemí [Argentinien]

# Dass ich nicht tot bin, ist nur Zufall

Diesen Sommer erschien mit *Chamäleon Cacho* (Unionsverlag, Übers. Susanna Mende), der erste Roman des argentinischen Schriftstellers Raúl Argemí auf Deutsch, ein zweiter, *Siempre la misma música* (dt.: Immer dieselbe Musik) erscheint 2010. In Spanien wurden bereits fünf Romane und in Argentinien ein sechster publiziert. Der Ex-Guerillero Argemí verarbeitet darin argentinische Vergangenheit und Gegenwart, wobei seine persönlichen Erfahrungen die Bücher in einen engen und besonders glaubwürdigen Bezug zur Wirklichkeit stellen.

Militärputsche, Diktaturen und Unterdrückung gehören bereits zu Argemís Kindheitserinnerungen. 1969-74 kämpfte er gegen die rechtskonservative Militärdiktatur und saß anschließend als politischer Gefangener zehn Jahre in Haft. Nach einer kurzen Rückkehr zur Demokratie putschte sich 1976 ein neues Militärregime unter General Videla an die Macht, das bis 1978 den sogenannten „schmutzigen Krieg“ (*guerra sucia*) gegen Regimegegner führte. Man schätzt, dass damals 30.000 Menschen „verschwanden“, das heißt, von der Regierung aus dem Weg geräumt wurden. Frei kam Argemí erst, als sich die politische Landschaft wieder veränderte und 1983 mit Raúl Alfonsín die Demokratisierung einsetzte. Anschließend arbeitete er als Journalist in Patagonien und wurde Schriftsteller. Heute lebt der Romancier in Barcelona. Dort hat sich Doris Wieser mit ihm getroffen.

**Doris Wieser:** Die Hauptperson in *Chamäleon Cacho* ist ein ehemaliger Offizier, der während der Diktatur Regimegegner gefoltert hat. Was war Ihnen an dieser Person besonders wichtig?

**Raúl Argemí:** Es war für mich sehr schwer, diesen Roman zu schreiben. Ich habe acht Jahre lang immer wieder daran gearbeitet, weil ich ihn verdauen musste. Die einfachste Erklärung für das Verhalten von Cacho wäre, dass Folterer Psychopathen sind. Aber so ist es nicht. Das Schlimmste an ihnen ist, dass sie eben keine sind. In der Mehrzahl der Fälle verhalten sie sich wie Beamte. Von so und soviel bis so und soviel Uhr foltern sie und von so und soviel bis so und soviel Uhr sehen sie mit ihren Kindern fern oder gehen zu einem Fußballspiel. Die Angelegenheit ist also noch viel wahnsinniger. Da fragt man sich: Sind wir sehr weit weg von dieser Art von Beamten? Und darüber wollte ich schreiben, ich wollte zeigen, was im Kopf des Folterers vorgeht.

**Cacho nimmt im Laufe des Romans verschiedene Identitäten an, wahrscheinlich um sich nach der Diktatur aus der Verantwortung zu ziehen. Wie entstand diese Idee?**

**Chamäleon Cacho** ist die Zusammenführung dreier Geschichten. Im Gefängnis habe ich einen gemeinen Verbrecher kennengelernt, der sich als Politiker ausgegeben hatte. Er war ein Mythomane. Er sprach dreimal mit einem Arzt und behauptete dann vor einem anderen Typ, er sei Arzt, und behandelte ihn. Er saugte die Persön-

lichkeit des Arztes auf, sogar diese typischen Gesten, die dazu führen, dass der Patient sich gleich besser fühlt. Er war wie ein Chamäleon. Genauso imitierte er Militärs und andere. Wenn ihn jemand bloßstellte, löste das in ihm großes Leiden aus, weil ein Teil von ihm selbst an diese Lügen glaubte.

Die zweite Geschichte geschah 1969. Ich erfuhr von ihr, als ich in Patagonien als Journalist arbeitete. In Lonculuán in Neuquén hatte ein Priester der Pfingstbewegung eine Mapuchegruppe besucht und war eine Weile bei ihr geblieben. Danach lebten die Mapuche eine Zeit lang ihre religiöse Erleuchtung allein weiter und auf einmal ging alles den Bach runter. Sie glaubten, dass sie vom Teufel besessen waren. Eines Tages kam ein Textilhändler ins Dorf und fand einen Toten auf dem Boden. Er rief die Polizei, sie kam und fand weitere drei Tote. Die Mapuche hatten sich also gegenseitig umgebracht, weil sie vom Teufel besessen waren. Der Fall kam vors Gericht und die Verteidigung rief die Anthropologische Fakultät aus Buenos Aires in den Zeugenstand, die darlegte, dass diese Leute durch den Zivilisationsprozess ihre Identität verloren hatten. Dieser Priester hatte ihnen eine Ersatzidentität gegeben, an die sie sich klammerten, bis sie in eine Sackgasse gerieten. Sie waren also unschuldig und wurden freigesprochen.

Im dritten Fall geht es um einen Vorfall in der Stadt Chipoleti, ungefähr 50 km von meinem damaligen Wohnort entfernt. Ein Typ gab sich als Arzt aus. Er behandelte Leute und verkaufte Pillen gegen Parkinson als Aphrodisiaka. Gleichzeitig hatte er außerhalb der



© Wieser

**Ihre Lebensgeschichte hat Ihre Themenwahl in der Literatur stark beeinflusst. Wie sind Sie denn eigentlich zur Guerilla gekommen?**

Als ich ein Kind war gab es mehrere Militärputsche, Bombardierungen, Tote, Folter ... Ich bin mit dieser Verbindung von Gewalt und Politik aufgewachsen. Daher war es nur logisch, dass ich in die Guerilla eintrat, im bewaffneten Widerstand kämpfte und dann ins Gefängnis kam. Dass ich nicht tot bin, ist nur Zufall. Nach der Revolution in Kuba wurde in ganz Lateinamerika der bewaffnete Widerstandskampf als die einzige Möglichkeit gesehen, eine Regierung zu kreieren, die man irgendwie stützen konnte. Wenn man die Regierung nicht mit Waffengewalt stützte, konnte man sie gar nicht stützen und wurde überrollt. Die Gewalt war von oben installiert und ging bis hinunter auf alle Ebenen. Wenn du also keine andere Wahl hast, musst du dich verteidigen. Wenn du aber eine hast, dann wählst du den anderen Weg, denn die Ausübung von Gewalt ist

nie gratis; du bezahlst immer mit irgendetwas dafür.

Stadt eine verlassene Kapelle entdeckt. Also ging er dahin, legte die Soutane an, feierte die Heilige Messe, nahm die Beichte ab und ließ das Opferkästchen herumgehen. Und die Leute nahmen ihm das ab. Das war also wieder eine Geschichte, in der es um Identität ging. Wer verdammt sind wir eigentlich? Darüber wollte ich schreiben.

**Bisher haben Sie die meisten Romane aus der Perspektive der Täter geschrieben. Was interessiert Sie besonders an dieser Darstellungsform?**

Wenn du dich mit der Person beschäftigst, die das Gesetz bricht, dann führt sie dich zu den Gründen, die sie dazu gebracht haben. Wenn einer zum Beispiel seine Frau vom Balkon wirft und seinen vier Kindern die Kehle durchschneidet, dann kommen die Nachbarn ins Fernsehen und werden interviewt: „Haben Sie ihn gekannt?“ – „Ja, ich kann's nicht glauben, er kam mir so nett vor.“ Da fragt man sich, was diesem Menschen passiert ist. Denn wenn dieser Typ in meiner Nähe wohnt, wie weit bin ich dann davon entfernt, dass mir selbst so etwas passiert? Etwas, das so schwerwiegend ist, dass es dein Leben für immer verändert. Danach wirst du nie mehr derselbe sein. Du bist eine andere Person und weißt nicht, wer du bist. Das ist wie ein Sprung in eine andere Welt, ins Leere.

Literatur ist ein Spielfeld für Erwachsene. Wenn man ein gutes Buch liest, das einen fesselt, dann befindet man sich in einem Experimentierfeld für Dinge, die man selbst nicht tun würde. Aber man kann sich nie sicher sein, dass man sie wirklich nicht tun würde. Du denkst dich also in diese Geschichte hinein und hältst die Romanfigur für einen Unmenschen. Aber dabei machst du ein Experiment mit deinen eigenen Trieben. Daher finde ich den Täter viel interessanter als denjenigen, der die Ermittlung betreibt.

**Bei welcher Art von Einsätzen haben Sie mitgemacht?**

Die Guerilla hat verschiedene Dinge gemacht. Auf der einen Seite gab es Aktionen zur Beschaffung von Waffen und Geld. Dazu gehörten Banküberfälle und erpresserische Entführungen. Auf der anderen Seite wurden politische Bewusstmachungskampagnen durchgeführt, Aufschriften an die undenkbaren Stellen gepinselt und Lebensmittel verteilt. Man entführte um fünf Uhr morgens einen Lastwagen mit Milchprodukten, der Supermärkte belieferte, und fuhr ihn in ein Armenviertel. Dort verteilte man die Milch an die Leute.

**1983 kehrte das Land zur Demokratie zurück und die politischen Häftlinge wurden entlassen. Wie war das für Sie?**

Als mit Präsident Alfonsín die Demokratie zurückkehrte, hatten alle politischen Gefangenen viele offene Rechnungen zu begleichen. Wir wurden alle auf die eine oder andere Weise gefoltert. Viele haben Mutter, Vater, Geschwister verloren. Sie waren tot oder für immer verschwunden. Zum Glück war das in meinem Fall nicht so. Wir hatten also viele offene Rechnungen, aber wir waren politisch. Also steckst du dir deine offenen Rechnungen in die Hosentasche. Es wurden keine repressiven Aktionen gegen diese Leute unternommen. Im Gegenteil, alle legalen Möglichkeiten, die Verantwortlichen vor Gericht zu führen, wurden von uns unterstützt. Wir wollten der Demokratie keine Knüppel zwischen die Füße werfen, denn eine demokratische Phase ist immer viel reicher als alle anderen.

**Doris Wieser** ist Lateinamerikanistin mit Schwerpunkt Brasilien und promoviert zurzeit über den zeitgenössischen lateinamerikanischen Kriminalroman. Sie schreibt u.a. auch für das Online-Portal [www.titelmagazin.de](http://www.titelmagazin.de)

Milton Hatoum [Brasilien]

# Schwierige Freundschaft in traurigen Tropen

Ein Brief animiert den inzwischen verdienten Rechtsanwalt Lavo zur Rückschau auf die gemeinsame Jugend, die er mit seinem künstlerisch hochbegabten Freund Mundo im brasilianischen Urwald verbracht hat. Darum geht es in dem in diesem Jahr auf Deutsch erschienenen Roman *Asche vom Amazonas* (Suhrkamp, Übers. Karin von Schweder-Schreiner) von Milton Hatoum, der eine Mischung aus Künstlerroman, Gesellschaftsportrait und Familiengeschichte ist und gleichzeitig vom Verfall der amazonischen Metropole Manaus berichtet. Margrit Klingler-Clavijo hat den in seiner Heimat Brasilien hoch angesehenen Autor dort getroffen.

**Margrit Klingler-Clavijo:** Sie haben in den Romanen *Emilie oder Tod in Manaus* und *Zwei Brüder Ihre Heimatstadt Manaus auf der literarischen Landkarte Brasiliens verortet. Was hat Sie dazu bewogen, auch *Asche vom Amazonas* weitgehend dort anzusiedeln?*

**Milton Hatoum:** In diesem Roman habe ich versucht, eine konfliktträchtige, gespannte Vater-Sohn-Beziehung zu zeigen. Der autoritäre, despotische Vater ist ein symbolischer Vater, die Verkörperung des Kolonialherrn, ein mächtiger Vater, der sowohl beschützt als auch erdrückt. Ich wollte diesen Hang des Brasilianers erkunden, alles von jemand anderem zu erwarten, sei es vom Vater, vom Staat oder einer Vaterfigur, wie sie der Staat verkörpert. Im Gegensatz zum europäischen Wohlfahrtsstaat, den es so in Brasilien nie gab, gewährt der brasilianische Staat keinen Schutz. Er schützt nur die Elite, den privilegierten Teil der Gesellschaft. Ansonsten ist der Staat ineffizient, ein Großteil der Gesellschaft ist von der Teilhabe ausgeschlossen. Die Polizei dieses Staates tötet die Jugendlichen in der Peripherie der Großstädte schützt die Ländereien der Großgrundbesitzer. In *Asche vom Amazonas* personifiziere ich diesen Konflikt: der Vater des angehenden Künstlers Mundo unterhält enge politische und wirtschaftliche Beziehungen zur Militärregierung.

**Sie gehen in diesem Roman ausführlich auf die Militärdiktatur ein.**

Ich bin unter der Militärdiktatur groß geworden. Ich war zwölf Jahre alt, als die Militärs 1964 an die Macht kamen und habe somit meine ganze Jugend unter der Militärregierung verbracht. Ich war in Brasília in der Studentenbewegung aktiv, ebenso in Sao Paulo, wo ich Architektur studiert habe. Meine Generation wurde davon sehr geprägt. In *Asche vom Amazonas* habe ich versucht, viele Dinge miteinander zu verbinden: die Geschichte einer Freundschaft, ein Dreieckverhältnis – der Onkel des Erzählers verliebt sich in die Mutter seines Freundes – und die Geschichte einer aussichtslosen Liebe,

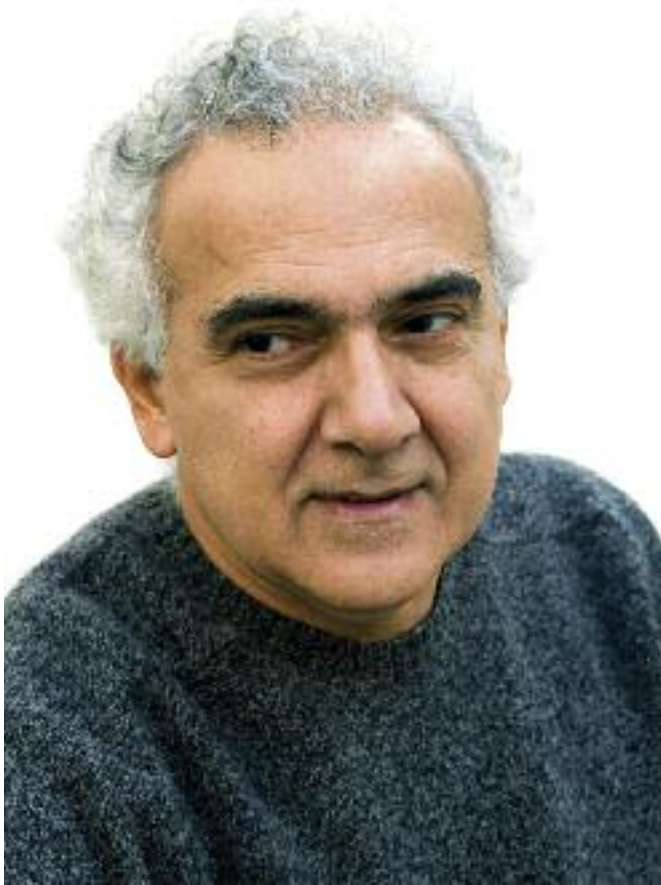
alles vor dem politischen Hintergrund der Militärdiktatur. Des Weiteren sind da noch die perversen Beziehungen zwischen Mundos Vater und Oberst Zanda, die in den 1960er Jahren einsetzende Zerstörung meiner Heimatstadt Manaus sowie eine breit angelegte Reflexion über die Rolle des Künstlers in der Gesellschaft. Mundo hat dort als Künstler aufgrund der Zensur und der politischen Unterdrückung keinen Platz, allerdings haben es Künstler auch heute nicht leicht.

**Warum wird im Gegensatz zu Argentinien zum Beispiel in Brasilien vergleichsweise wenig über die Militärdiktatur geschrieben?**

Meines Erachtens fehlte eine Art moralische Geschichte meiner Generation, eine Art Education sentimentale à la Flaubert. Außerdem war die brasilianische Diktatur in verschiedener Hinsicht nicht so brutal wie die in Chile, Argentinien und Uruguay. Das schmälert jedoch noch lange nicht die Willkür und Grausamkeit im damaligen Brasilien: über 500 Tote, Hunderte, wenn nicht Tausende Gefolterter. Die brasilianische Diktatur war in mancher Hinsicht subtiler, etwa bei der Zerschlagung des öffentlichen Schulwesens. Ich habe seinerzeit das Pedro II. Gymnasium in Manaus besucht, eine öffentliche Schule. Die Militärs gaben der Privatschule den Vorzug, und seitdem gibt es diesen Privatisierungsboom der Schulen, der vor allem die Mittelschicht betrifft.

**Mundos Vater Jano versteht die Zeichen der Zeit nicht und möchte selbst dann noch seinen Familienbetrieb beibehalten, als der Juteboom längst passé ist.**

In dem Roman will der Sohn kein Unternehmer werden. Das ist auch eine Kritik an unserer Gesellschaft, die eine Gesellschaft von Erben ist. Seit dem 17. Jahrhundert ist die brasilianische Elite – eine Handvoll Familien aus dem Norden und dem Nordosten – im Besitz riesiger Ländereien, was sich nur langsam ändert.



© Ekko von Schwichow

#### Ist der Roman autobiographisch?

Nein. Autobiographisch ist nur die Sicht auf die Militärregierung. Ich hätte diesen Roman nicht schreiben können, wenn ich jene Zeit nicht als politisch engagierter Student erlebt hätte. Ich habe die Handlung nach Manaus verlagert und nicht in Sao Paulo situiert, wo ich damals lebte. Der Roman wäre sicherlich viel autobiographischer ausgefallen, wenn ich über die 1960er Jahre in Sao Paulo geschrieben hätte, das wäre bestimmt ein längerer und ambitionierter Roman geworden, und ich hätte viel über mein Hin und Her zwischen Brasília und Sao Paulo erzählt. Ich habe einen Roman der Desillusionierung geschrieben und mich von den großen französischen Romanen des 19. Jahrhunderts inspirieren lassen. Mundo hat die Installation Campo das Cruzes (Feld mit Kreuzen) in einem Viertel errichtet, in dem zuvor der Urwald abgeholzt worden war. Er stellt vor jedem Haus, das wie eine Hundehütte aussieht, ein Kreuz auf. Das Ganze beruht auf einer wahren Begebenheit. 1968 wurde in Manaus ein neues Stadtviertel erbaut, wo heute 300.000 Menschen leben, ein einfaches Viertel mit kleinen Häusern. Ich war damals Architekt und sollte mich an dem Projekt beteiligen. Der Projektleiter sagte mir, wir werden den Urwald abholzen und Häuser bauen. Ich fand das völlig verrückt, sagte, ich wollte den Urwald erhalten. Daraufhin entgegnete er, ich sei viel zu romantisch. Und da bin ich aus dem Projekt ausgestiegen. Ich habe schon 1968 gesagt, dass das ein Umweltverbrechen ist und habe im gleichen Jahr den Gedichtband **Amazonas, ein Fluss zwischen Ruinen** veröffentlicht.

#### Ist dieser Zerstörungsprozess noch aufzuhalten?

Es geht um eine willkürliche, völlig falsche Besetzung der letzten Grenze: Amazonien und dort um Vieh, Holz und Soja. Zerstört wird das Ökosystem vor allem durch die Brandrodung des Urwaldes, um

Soja anzubauen. Ich bin 1968 auf einer Lehmstrasse von Sao Paulo nach Manaus gefahren, und damals waren Porto Velho und Cuiabá noch von Urwald umgeben. Heute gibt es dort nur noch Soja. Ich sage jetzt immer, dass ich das bisschen Urwald im Garten meiner Mutter auf jeden Fall erhalten muss, sonst lässt man selbst dort noch Soja anbauen. Blairo Maggi, der Gouverneur des Mato Grosso, ist weltweit der größte Sojaexporteur, er hat ausgezeichnete Kontakte zur Regierung Lula, die perverse Allianz von wirtschaftlicher und staatlicher Macht wird demnach fortgesetzt, auch nach dem Ende der Diktatur. Viele Leser glaubten, ich hätte über die heutige Zeit geschrieben. Man schreibt manchmal über eine Zeit und stößt auf großen Widerhall in der Gegenwart. Meines Erachtens ist das ein Charakteristikum von Literatur: Man hat beim Schreiben einen bestimmten Moment im Blick, der in allen anderen Momenten der Geschichte enthalten ist.

#### Zeigen Sie deshalb Manaus und Amazonien ganz bewusst aus verschiedenen Perspektiven?

Dass ich an der Peripherie von Brasilien als Sohn libanesischer Einwanderer geboren wurde, hat dazu beigetragen, dass ich Brasilien anders gesehen habe. Brasilien ist nicht nur Sao Paulo, viele Leute habe einfach keine Vorstellung von Amazonien. 1890 war Belém eine Metropole und Sao Paulo eine Kleinstadt. Belém hatte damals fünfundzwanzig ausländische Konsulate, Strom, Telefon und über den Kautschukexport wurden 40% der damaligen Gesamteinnahmen Brasiliens erwirtschaftet. In meinen Romanen versuche ich, von familiären Dramen auszugehen und zwar von solchen, die sich auf die Stadt oder das Land auswirken: Manaus, Rio de Janeiro und Europa, da Mundo in Paris und London gelebt hat. Ich habe Brasilien verlassen und in Spanien und Frankreich studiert. Ich gehöre einer Generation an, die nicht in Brasilien leben wollte.

#### Welche Rolle spielt Ihrer Meinung nach heute ein Künstler?

Ich bin überzeugt, dass Literatur Erkenntnis vermittelt und zu einer kritischen Weltsicht beiträgt, die Selbsterkenntnis sowie Kenntnis des Anderen ermöglicht. Ein brasilianischer oder lateinamerikanischer Schriftsteller muss von seinem Ort aus schreiben, allerdings mit einer universellen Perspektive. An seinem Ort können Konflikte entstehen, die mit der Weltpolitik verknüpft sind, menschliche Dramen lassen sich nicht mehr auf einen Ort begrenzen. Leider müssen wir Brasilianer bessere Bücher schreiben als die spanischsprachigen Autoren Lateinamerikas, um international wahrgenommen zu werden. Unsere Literatur hat mehr zu bieten als Paulo Coelho. Viele zeitgenössische Autoren Brasiliens betrachten sich wie ich als Nachfahren von Machado de Assis, dem bedeutendsten lateinamerikanischen Schriftsteller des 19. Jahrhunderts.

**Margrit Klingler-Clavijo** ist freie Kulturjournalistin und Übersetzerin aus dem Spanischen und Portugiesischen. Sie lebt und arbeitet in Frankfurt am Main.

**LiteraturNachrichten**  
**Die einzige Zeitschrift der Literaturen**  
**aus Afrika Asien Lateinamerika**

**Freuen Sie sich im Jahr 2009**  
**auf folgende Themen:**

**Frühjahr-Jubiläumsausgabe (100):**

**Ich komme aus der Ferne und**  
**schreibe in Europa**

**Sommerausgabe (101):**

**Literatur aus der Arabischen Welt,**  
**von Männern und von Frauen**

**Herbstausgabe (102):**

**Vorausschau auf den Ehrengast der**  
**Buchmesse 2010 Argentinien**

**Winterausgabe (103):**

**Das Verhältnis von Literatur und Religion**

**Sie können abonnieren (4 Hefte/Jahr):**

zum Preis von nur EUR 20,- inkl. Porto  
 (Österreich, Deutschland, Schweiz)

zum Preis von nur EUR 25,- inkl. Porto  
 (andere Länder)

und bekommen ein Buchgeschenk

Afrika  Asien  Lateinamerika

**oder Sie bestellen ein Geschenkabonnement**

(gilt für 1 Jahr) zum Preis von EUR 20,-

und bekommen ein Buchgeschenk

Afrika  Asien  Lateinamerika

**oder Sie bestellen Einzelhefte mit dem**  
**Themenschwerpunkt (so lange Vorrat reicht)**

Wie persisch ist die persische Literatur

Schreiben im Exil

Literatur aus Lateinamerika

Crime global

Frauen schreiben

China literarisch

zum Preis von €5,- pro Exemplar

**Bestellungen**

per E-Mail: [b.boecker@book-fair.com](mailto:b.boecker@book-fair.com);

Tel. 069/2102-270; Fax 069/2102-227

oder über unsere Internetseite:

[www.litprom.de/bestellen](http://www.litprom.de/bestellen)

litprom – Gesellschaft zur Förderung der Literatur  
 aus Afrika, Asien und Lateinamerika e.V.

Reineckstr. 3, 60313 Frankfurt am Main

[www.litprom.de](http://www.litprom.de)

**THOMAS WÖRTCHE**  
**ORTE DES FORTSCHRITTS UND DER**  
**VERBRECHEN**

Städte waren schon immer suspekt. Megastädte erst recht. „Die Hure Babylon“ gilt als moralisch anrüchig, sie ist der Alptraum aller Ordnungspolitik („unregierbar“) und ein prominentes Ziel von Aggression: 9/11, Tokioer U-Bahn, die Zerstörung von Kabul, Sarajewo, Grosny und so weiter – und das durchaus mit Wurzeln in der Geschichte, seit Städte geplündert und geschleift wurden. Beliebt waren große Städte bei denen, die nicht in ihnen lebten, nie. Istanbul etwa galt dem französischen Historiker Fernand Braudel seit Urzeiten als „urbanes Ungetüm“, selbst wenn er die Stadt am Goldenen Horn gleichzeitig, wie alle anderen großen Städte, zum „Laboratorium der Zivilisation“ ernannte. Das gehört eben auch dazu: Megastädte sind Orte des Fortschritts und der Kultur. Wo Kultur ist, so hat es der Stadtmythomane Jerome Charyn auf den Punkt gebracht, da ist auch Verbrechen. Und wo es Verbrechen gibt, kann Kriminalliteratur nicht weit sein. Diesen Zusammenhang hat Gilbert Keith Chesterton 1901 endgültig festgeschrieben, als er der Kriminalliteratur ihren einzigartigen Sinn für die „Poesie des modernen Lebens“ bescheinigte. Das bezog sich damals auf Greater London. Seither hat jede Großstadt ihre Kriminalliteratur. Die Los-Angeles-Autoren sind legendär seit Chandler, ebenso diejenigen aus New York, Chicago und London, Paris und Berlin, Madrid und Barcelona, Athen und Marseille. Doch diese Städte sind längst nicht alle Riesenkonglomerate, die zusammen metropole Regionen bzw. wirkliche Mega-Städte ausmachen. Diese und deren permanente Verslumung gilt es, auf ihre kriminalliterarische Kreativität hin zu untersuchen. Und zwar nicht als lediglich „exotisches“ Setting, wie es in Tausenden von Trivialromanen passiert, sondern eben als „Protagonist“, als konstitutive Bedingung von Literatur. São Paulo und Rio de Janeiro mit Rubem Fonseca oder Paulo Lins gehören dazu, Mexiko-Stadt mit Ignacio Paco Taibo II, Manila mit William Marshall, Bangkok mit Christopher G. Moore, Istanbul mit Celil Oker, Hongkong und Shanghai mit Nury Vittachi, Tokio mit Natsuo Kirino und Arimasa Osawa und, ganz aktuell, Aravind Adiga mit seinem (auch Kriminal-) Roman **Der weiße Tiger** für Delhi. Wenn wir uns die Liste der Megastädte und die der metropolen Regionen anschauen, können wir ahnen, welche Verschiebungen sich auch in der kriminalliterarischen Landschaft ergeben werden und damit in der literarischen Landschaft überhaupt – denn viele der oben genannten Beispiele zeigen, dass dort Kriminalliteratur die maßgebliche Literatur der entsprechenden topographischen und kulturellen Räume sein wird – wie das Yasmina Khadra für Algier oder Mike Nicols/Joanne Hichens für Kapstadt oder Jassy Mackenzie für Johannesburg bereits demonstriert haben. Worauf in den nächsten Jahren zu achten sein wird: auf Jakarta, Seoul, Mumbai, Greater Kairo, Dhaka, Lagos, Karatschi, Kuala Lumpur und auf die vielen „mittleren“ Millionenstädte in China, die wir so gar nicht auf dem Schirm haben: Tianjin, Chongqing, Guangzhou und so weiter. Spannende Regionen plus spannende Zeiten ergibt, mit ein bisschen Glück und literarischer Alchemie, rasend spannende Kriminalliteratur.

Aus dem Regal hervorgeholt von Andreas M. Widmann

## Sargassomeer



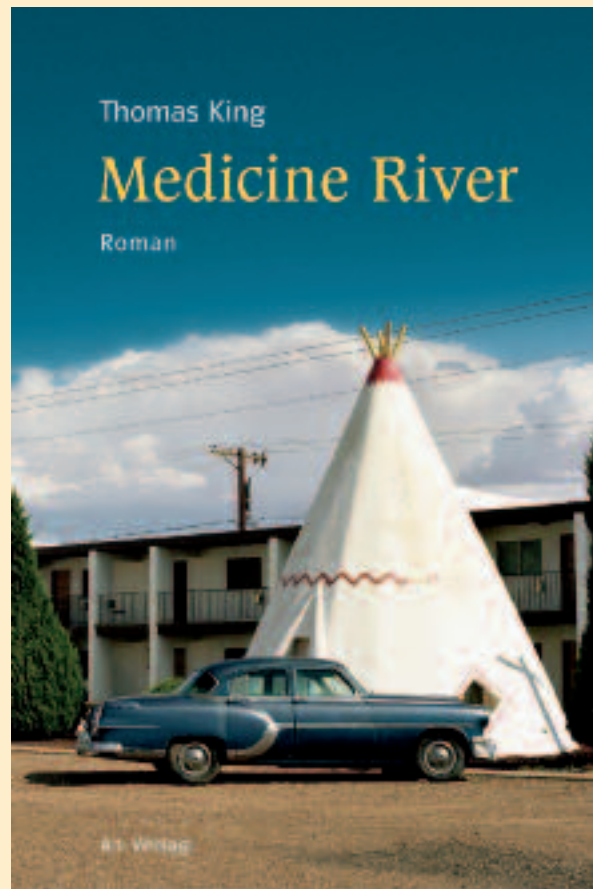
© Berlin Verlag

Antoinette Mason lebt als uneheliche Tochter eines Plantagenbesitzers mit ihrer Mutter auf einem verwahrlosten Landsitz in Coulibri. Es ist die Zeit kurz nach Abschaffung der Sklaverei in der Karibik. Als das Haus von marodierenden Schwarzen niedergebrannt wird und ihr Bruder ums Leben kommt, wird die vor Verzweiflung rasende Mutter als Geisteskrankte eingesperrt. Antoinette wird fortan von Nonnen in einem Kloster erzogen, anschließend heiratet sie einen jungen Engländer. Diese ohnehin fragile Beziehung wird bald dadurch zerstört, dass Antoinette in Briefen eines angeblichen Halbbruders als Wahnsinnige verleumdet wird. Ihres Besitzes und ihrer Identität beraubt, lebt sie zuletzt als Gefangene in einem Herrenhaus in England. Dort endet ihre Geschichte mit einem großen Feuer. Es ist die Geschichte der ersten Mrs. Rochester aus Charlotte Brontes **Jane Eyre** (1847), der wahnsinnigen, auf dem Dachboden eingesperrten Ehefrau, die zu den faszinierendsten Figuren aus der Literatur des 19. Jahrhunderts zählt. In **Sargassomeer** (1966) erzählt die kreolische Schriftstellerin Jean Rhys mehr als ein Jahrhundert später deren Leben. Als der Roman erschien, war keines von Jean Rhys früheren Büchern mehr im Druck. Geboren 1890 auf der Insel Dominica, ging sie im Alter von 16 Jahren mit ihrer Familie nach England. Sie fand Anschluss an europäische Künstler- und Intellektuellenkreise, begann in den 1920er Jahren zu schreiben, geriet nach Veröffentlichung ihres Romans **Guten Morgen, Mitternacht** (1939) jedoch in Vergessenheit. Erst **Sargassomeer** verhalf ihr zu neuer, auch internationaler Bekanntheit. Der Roman wurde gleichermaßen als Schlüsseltext der Feminismus- und Postkolonialismus-Theorie gelesen, doch Rhys Kunst erweist sich gerade darin, wie sie ihren Stoff literarisch gestaltet, wie sie die Handlung reduziert, Leerstellen lässt, anstatt alles auszusprechen, zu erklären und zu bewerten: Der erste und der dritte Teil des Romans sind aus der Sicht Antoinettes erzählt, dazwischen stehen die Aufzeichnungen des namenlos bleibenden Engländers. Er hasst „die Berge und die Hügel, die Flüsse und den Regen“, hasst „die Sonnenuntergänge von welcher Farbe auch immer“, ebenso „die Schönheit des Landes und seine Magie und das Geheimnis“, schließlich „seine Gleichgültigkeit und die Grausamkeit, die Teil seines Zaubers war.“ Karibik und Europa, Weiße und Schwarze, Schriftkultur und Analphabetismus, Voodoo und Rationalität stoßen hier zusammen, ohne dass exotische gegen abendländische Stereotypen ausgespielt würden. Der Albtraum eines Lebens entfaltet sich in Bruchstücken und in der Atmosphäre, bevor er sich in Antoinettes Bewusstseinsmonolog am Ende verdichtet. So sind es die erzählerische und sprachliche Kraft sowie eindringliche Bilder wie das eines brennenden Papageien, die begeistern und die die (Wieder)entdeckung des Romans und seiner Autorin wünschenswert machen.

Jean Rhys (Dominica/Großbritannien) **Sargassomeer**

Aus dem Englischen von Anna Leube

btb Verlag, Berlin 2002 (vergriffen, Neuausgabe im März 2009)



Aus dem Englischen von Cornelia Panzacchi  
264 Seiten, gebunden, ISBN 978-3-940666-00-0

*Ein skurril-schnurriges Meisterwerk, ein Füllhorn, ein Buch voller wunderbarer Dialoge mit einem schwejschen Grundton und der Ruhe Mark Twains – eine Mischung aus Cartoon und großer Familiensaga. Thomas King macht süchtig. Seine Figuren – »Trickster«, wie die Indianer solche Figuren nennen –, vergisst man nicht.*

Lutz Bunk, Deutschlandradio

**A1 Verlag** [www.a1-verlag.de](http://www.a1-verlag.de)



## Donata Kinzelbach, Verlegerin

**Über 20 Jahre leitet Donata Kinzelbach ihren Verlag, der sich auf Literatur aus dem Maghreb spezialisiert hat. In ihrem Programm finden sich einige der bedeutendsten Autoren der Region überhaupt. Andere, weniger bekannte, wären ohne sie nicht auf dem deutschen Markt vertreten. Für ihre literarischen Mittlerdienste wurde Donata Kinzelbach vor kurzem das Bundesverdienstkreuz zuerkannt. Kersten Knipp hat sich mit der Verlegerin unterhalten.**

Wer ist das denn? Sitzt da auf ihrem Stuhl, ist offenbar geduldig und auch willens, Antworten zu geben. Ist auch nach einer ganzen Weile noch freundlich und geduldig, auch wenn bis dahin immer noch nichts passiert ist. Und als sich endlich etwas tut, als nämlich die angekündigte Podiumsdiskussion endlich anfängt, da würde sie zwar gerne etwas sagen, kann es aber nicht. Wie denn auch, ohne Übersetzer? Den hatte man ihr eigentlich versprochen, aber daraus wird nichts. So sitzt sie stumm da, wundert sich über einen Moderator, der während der Diskussion Anrufe auf seinem Handy beantwortet, gelegentlich auch mal eine SMS sendet und überhaupt einen ganz entspannten Eindruck macht. So sagt sie auch in den kommenden anderthalb Stunden nichts, denn der Moderator spricht sie nicht an, was kein Wunder ist, denn er kennt sie nicht. Er kennt aber auch die anderen Teilnehmer nicht. Aber egal, irgendwie kommt das Gespräch trotzdem in Gang. Leider nur ohne die deutsche Verlegerin.

Wie gesagt: Über 20 Jahre leitet Donata Kinzelbach nun schon ihren Verlag und hatte reichlich Gelegenheit, das oft und gerne bemühte Wort von den kulturellen Unterschieden mit eigenen Erfahrungswerten abzugleichen. Dazu mag gehören, dass es zumindest bei dieser Podiumsdiskussion im Rahmen der Buchmesse in Algier entspannter zugeht als bei den meisten europäischen literarischen Talkrunden. Aber kommt es darauf an? Wichtiger ist ihr, ihren Autoren immer wieder auch persönlich zu begegnen, Anregungen und Ideen für das nächste Programm aufzunehmen. Auf die Dauer sind eine ganze Menge Ideen und vor allem Bücher zusammengekommen. Schon lange also gibt Donata Kinzelbach dem deutschsprachigen Publikum Gelegenheit, mit einigen festsitzenden Vorstellungen aufzuräumen. Fast 200 Jahre ist es nun her, dass die ersten – meist französischen – Schriftsteller in den Maghreb reisten und mit den romantischsten Schilderungen im Gepäck wieder zurückkamen. Die Autoren bedienten Sehnsüchte, die bis heute existieren. Es genügt, einen beliebigen Reisebericht über eines der maghrebischen Länder zu lesen, und man merkt, wie unbeschadet die üblichen Topoi sich erhalten haben. Zum festen Bestand der Schilderungen gehören: eine Herde Kamele; eine Gruppe Dattelpalmen; eine Expedition, zumindest aber ein

Ausflug in die Wüste; ein freundlicher Fremdenführer, der dem Gast freigiebig einen Tee anbietet. Und natürlich ein Spaziergang durch einen Souk, verbunden mit dem Hinweis auf die tausend Düfte des Orients. Liest man heutige Reiseberichte im Spiegel der Reiseschilderungen des 19. Jahrhunderts, mag man kaum glauben, wie stabil das Genre geblieben ist, wie wenig es sich gewandelt hat.

Dass der Maghreb mehr ist als eine grandiose Kulisse für exotisch gestimmte Reisende, das kann man aus den von Donata Kinzelbach verlegten Büchern lernen. Einer ihrer bemerkenswertesten Autoren, der Algerier Rachid Boudjedra, hat in einem Essay gegen all jene Stereotypen angeschrieben, mit denen der Westen maghrebische oder auch arabische Literatur ganz allgemein verbindet. „Seit jeher“, schreibt Boudjedra, „wurde und wird die nicht-westliche Literatur nur als soziologisches, dokumentarisches und ethnographisches Produkt angesehen. Was nicht westlich ist, verweist auf das Exotische; es bleibt deshalb irgendwie typisch und lokal bedingt in der Enge seiner Umgebung und reicht nicht



**Donata Kinzelbach im Gespräch auf der Frankfurter Buchmesse**

über eine Anekdote hinaus. Dazu haben durchaus auch einige frankophone Schriftsteller aus dem Maghreb beigetragen. Sie vermitteln uralte Bilder, einfach und beruhigend. Jedes andere Bild hätte die Dinge nur in Frage gestellt und darum schockiert und erschreckt.“

Indem Kinzelbach Bücher aus einer uns exotisch anmutenden Region herausbringt, wirkt sie solchen Vorstellungen entgegen. „Mich hatte damals einfach die ungeheure Kunstfertigkeit der maghrebinischen Erzähler fasziniert“, berichtet sie. „Ich hatte ein paar Romane gelesen und wollte mehr wissen. Darüber bin ich an die Literatur gekommen, und darüber dann auch ans Verlagsgeschäft.“ Als erstes Buch veröffentlicht Kinzelbach die **Geschichte meines Lebens**, das Werk der 1882 geborenen Fadmah Aith Mansour Amrouche, eine, wenn man so will, emanzipierte Frau *avant la lettre*. Als eine der ersten Schülerinnen überhaupt besuchte sie in Algerien ein französisches Gymnasium. Mit ihrem Mann floh sie dann vor den harten Lebensverhältnissen in Algerien nach Tunis; von dort ging sie nach Frankreich, wo sie 1967 starb.

Nach 21 Jahren im Verlagsgeschäft arbeitet Donata Kinzelbach allein, oder besser, fast allein. Ihr zur Seite stehen ihre Übersetzer, denen sie zudem einiges an Inspiration und Wissen verdankt. Mit deren Hilfe betreut sie die rund 40 Autoren, die sich ihr mittlerweile anvertraut haben. Die meisten sind, nachdem sie einmal da waren, bei ihr geblieben. Und so spiegelt sich in ihrem Verlag nicht nur die jüngere Literaturgeschichte, sondern auch die jüngere politische Geschichte des Maghreb. Jean Amrouche etwa wurde 1906 in der Kabylei geboren – und erlebte, ebenso wie die gut 20 Jahre jüngere Myriam Ben oder auch Mohammed Dib, den französischen Kolonialismus und die schlimmen Jahre des Befreiungskriegs. Rachid Boudjedra wiederum ist ein engagierter Kritiker des religiösen Extremismus; ebenso wie der 1954 geborene Tahar Djaout, der seinen Mut mit dem Leben bezahlen musste: 1993 wurde er Opfer eines Attentats. Der 1920 in Tunis als Sohn jüdischer Eltern geborene Albert Memmi wurde mit seinem Porträt des Kolonisten zu einer zentralen Figur des Dekolonialismus. Und auch der Marokkaner Driss Chaïbi wurde zum

Chronisten und Mitstreiter dieser Bewegung – und zum Zeugen der Verhältnisse, in denen maghrebinische Migranten in Frankreich leben. Vielleicht lassen sich diese oft sehr bedrückenden Geschichten nur ertragen, wenn man zu seinen Autoren ein häufig über das normale Maß hinausgehendes Verhältnis pflegt. Eine besonders nahe gehende Beziehung hatte Kinzelbach zu Mohammed Khaïr-Eddine. Eines Tages rief der Schriftsteller seine Verlegerin an und erklärte, er sei an Krebs erkrankt. Außerdem habe er nicht viele Freunde, und so habe er sich seiner deutschen Verlegerin erinnert. Ob er ihr schreiben dürfe, fragte er. Ja natürlich, er dürfe, antwortete sie. Und erhielt einen Brief. Und noch einen und noch einen weiteren. Am Ende war es ein ganzes Konvolut. Ganz offen beschrieb der Autor seinen Gesundheitszustand, der sich rapide verschlechterte. Die Briefe rissen nicht ab, und Donata Kinzelbach wusste: Hier schrieb jemand im Grunde an sich selbst, ließ sein ganzes Leben noch einmal *Revue* passieren. Sie selbst war nur eine Alibi-Empfängerin, gab ihm lediglich den Vorwand, einen Text zu schreiben, der auf der Suche nach seinem Leser ist – nicht dem gewöhnlichen Leser eines Buches allerdings, sondern eines intimeren, persönlicheren, vielleicht wahrhaftigeren, wirklicheren Textes. Seines letzten übrigens – Khaïr-Eddine erlag den Folgen seiner Krankheit 1995, kurz nach der eigentümlichen Korrespondenz.

So hart manche der künstlerischen Lebensgeschichten wie auch die in den Romanen abgehandelten Stoffe auch sind, so betörend elegant ist doch oft der literarische Stil, den die Autoren pflegen. Der Westen, so pauschal darf man es wohl sagen, pflegt im Hinblick auf den Maghreb, ja die gesamte arabische Welt, eine *splendid ignorance* – und ist dieser damit hoffnungslos unterlegen. Zumindest die gebildeten Araber sind nicht nur in einer, sondern in zwei kulturellen Welten zu Hause: ihrer eigenen und der westlichen. Umgekehrt kann man das nicht behaupten. Nur eine Handvoll maghrebinischer oder arabischer Autoren aufzuzählen, würde die meisten westlichen Intellektuellen zumindest vor eine längere Besinnungspause stellen. Erst recht wissen sie nichts über das Arabische, eine als „geheimnisvoll“ beschriebene, besser vielleicht: verschriene Sprache – ein bequemer Mythos, der wie selbstverständlich von der Mühe entbindet, sich auf das Arabische einzulassen. Zugleich weiß man insgesamt wenig über die stilistische Schönheit vieler literarischer Werke der Region. Viele Autoren sind mehr als auf der Höhe ihrer Zeit, haben die literarischen Gipfelstürmereien des 20. Jahrhunderts ebenso mitgemacht wie ihre europäischen und amerikanischen Kollegen. Ihre Sprache ist oft ein langer ruhiger Fluss, der einlädt, sich auf ihm treiben zu lassen. Wem das aber zu wässrig erscheint, der halte sich an die Empfehlung einer großen Frankfurter Zeitung, die der Kinzelbach-Verlag auf der Buchmesse auch mit recht handfesten Argumenten überzeugte. Der Messestand, stand in dem Blatt zu lesen, wirkte wie ein Feinkostladen: „Er hat Wurst aus der Türkei, Oliven aus Italien, Plätzchen aus Omas Küche und übrigens Literatur aus dem Maghreb.“



© 3 Fotos Privat

**Buchmesse Frankfurt, v.l. Addi Wild, D.K., Joe Bonnici (Progress Press, Malta), Mohamed Shakir und Paul Delmar**

**Kersten Knipp** ist Journalist und Publizist, arbeitet u. a. für FAZ, NZZ und verschiedene Rundfunksender. Er schreibt vor allem über die Kultur der portugiesisch- und spanischsprachigen Länder, seit einiger Zeit auch über die arabische Welt.

Aus der Übersetzerwerkstatt von Li Jianming in China

# Linie 1 von Berlin nach Kanton

Im Dezember feiert das Musical *Linie 1*, das Li Jianming im Rahmen der vom Auswärtigen Amt initiierten deutsch-chinesischen Veranstaltungsreihe „Deutschland und China. Gemeinsam in Bewegung“ übersetzt hat, in der südchinesischen 10-Millionen-Metropole Kanton Premiere. Wang Jiana, preisgekrönte Regisseurin chinesischer Theaterstücke und Opern, inszeniert es mit ihrem Studiotheater. Andrea Pollmeier war vor Ort und hat sich mit der Übersetzerin Li Jianming, die der China-Kenner und Leiter des Pekinger Goethe-Instituts Michael Kahn-Ackermann als die bedeutendste Vermittlerin zwischen der deutschen und chinesischen Theaterwelt bezeichnet, über die Arbeit an dem Stück unterhalten.

„Als ich 1986 in Berlin das Musical *Linie 1* zum ersten Mal gehört habe, war ich begeistert und wollte es sofort nach China bringen.“ Die chinesische Brechtforscherin und Dramaturgin Li Jianming musste jedoch mehr als 20 Jahre warten, bevor sie ihren Wunsch umsetzen konnte und die Zeit dafür reif war. Inzwischen gibt es nicht nur in Peking, sondern beispielsweise auch in Shanghai und Kanton U-Bahn-Linien, in vielen weiteren chinesischen Städten sind Metro-Systeme gerade in Planung. Megastädte wachsen explosionsartig im Reich der Mitte.

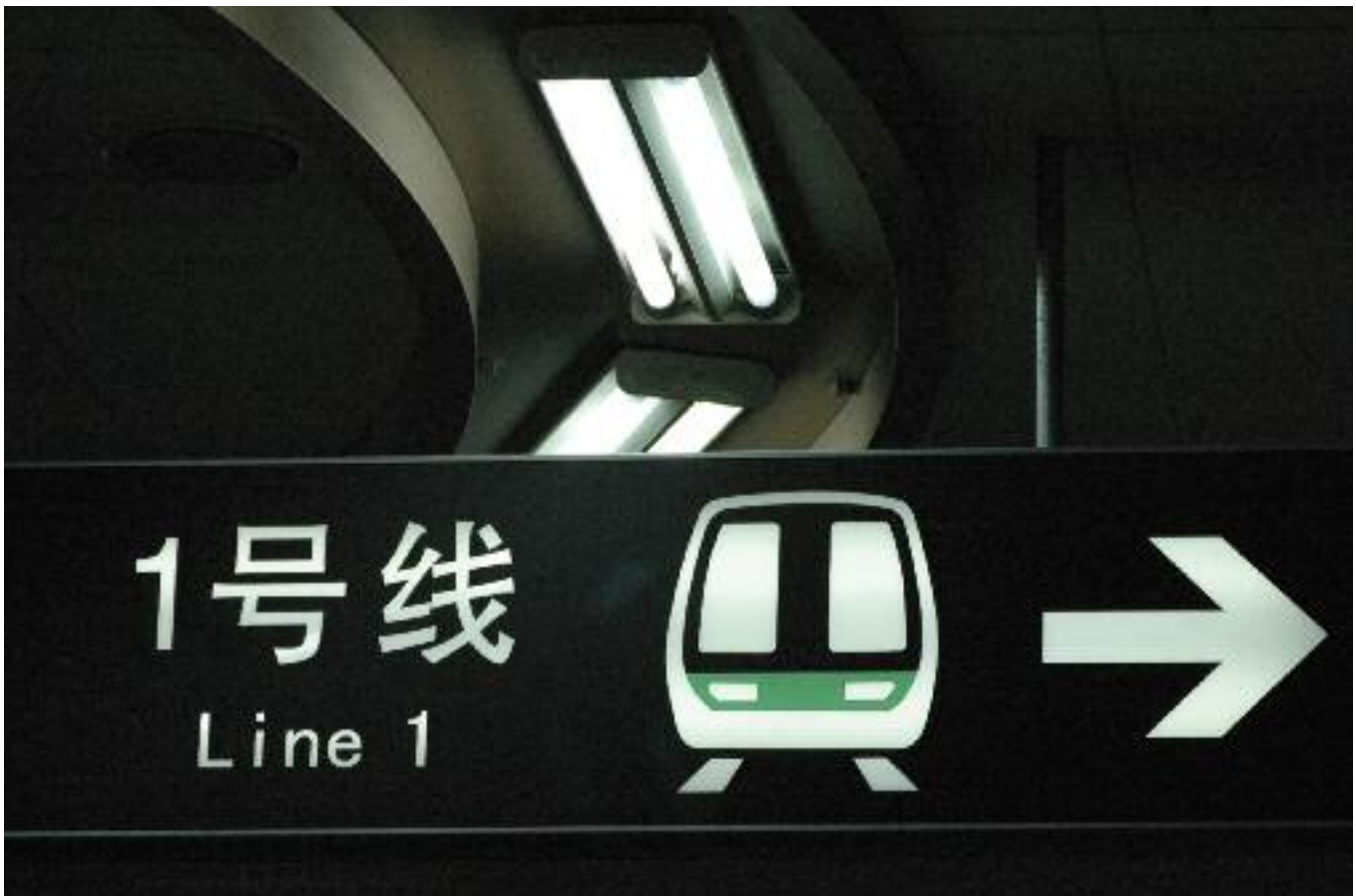
„Das Musical passt jetzt genau in unsere Zeit“, erklärt die agile Frau begeistert. Das 1986 von Volker Ludwig geschriebene und vom Berliner Grips-Theater inszenierte und uraufgeführte Musical spiegelt sehr direkt die sozialen Konflikte einer Großstadt wider. Ein Jahr dauerte es damals, bis das brisante Stück in Stuttgart auf eine westdeutsche Bühne kam, um dann – nach der Dreigroschenoper – zu einem der wichtigsten und meistaufgeführten deutschen Musicals zu avancieren. Dass es jetzt in China gezeigt wird, macht deutlich, wie stark sich die Spielräume in der chinesischen Kulturszene geöffnet haben.



Trotz der vielen Jahre, die inzwischen vergangen sind, erlebt Li Jianming das Musical als zeitgemäß: Sunny, ein junges Mädchen vom Land folgt ihrer großen Liebe und reist in die Großstadt Berlin. Am Bahnhof Zoo angekommen, irrt sie orientierungslos durch die U-Bahngänge. Kälte, Anonymität und lauernde Habgier begegnen ihr auf Schritt und Tritt. Penner betteln aufdringlich um Geld, ein Zuhälter versucht, sie gefügig zu machen. Gewalt, Drogen, Prostitution, Ehestreit, Selbstmord – auf der Fahrt mit der „Linie 1“ gen Kreuzberg erlebt Sunny Szenen massiver sozialer Härte und Verwahrlosung.

Diese Bilder der Großstadt hat Li Jianming in einen chinesischen Kontext übertragen. „Die Alltagswelten sind nicht so weit voneinander entfernt“, erklärt die Übersetzerin. „Dieses Stück gilt nicht nur für Berlin oder Kanton, die Probleme sind international. In jedem Land gibt es Leute, die viel trinken oder Drogen nehmen. Die Leute, die in der U Bahn sitzen, sind kalt und reden nicht miteinander, sie lesen nur Zeitung, das ist in Peking oder Shanghai genauso.“ Fast alle Szenen habe sie darum problemlos ins Chinesische übersetzen können.

„Ich habe dabei versucht, eine Sprache zu finden, die auch ein normales Publikum sofort verstehen kann. Wenn ich Brecht, Lessing oder Goethe übersetze, ist das komplizierter, da gibt es für manche Worte keine genaue chinesische Bezeichnung. Bei *Linie 1* werden sich die jungen Leute gut identifizieren können, mit einem anderen deutschen Stück hätten wir mehr Schwierigkeiten.“ Trotzdem wurden in der chinesischen Fassung Änderungen notwendig. Szenen wie die Nörgeleien der Wilmersdorfer Witwen zum Beispiel könnten, so Li Jianming, vom Zuschauer in China nicht verstanden werden. „Ich habe darum eine andere Szene geschrieben, die das Verhalten von deutschen Touristen und Chinesen in einem Fußmassage-Salon beschreibt. Dort wird über das Auf und Ab der Aktienkurse gesprochen“, erzählt sie. Ein Thema, das in der zwei Zugstunden von Hongkong entfernten Wirtschaftsmetropole selbstverständlich zum Alltag gehört. Obgleich die Themen, die in *Linie 1* angesprochen werden, genau auf die chinesische Umgebung zugeschnitten zu sein scheinen und Teile des Stücks sogar in kantonesischer Sprache formuliert werden sollen, sind Li Jianming und die Regisseurin Wang Jiana darum bemüht, dem Stück nicht allzu starkes Lokalkolorit zu verleihen. „Ich will nicht, dass die Leute denken, das alles passiert genau in meiner Straße“,



© 2 Fotos Andrea Pollmeier

erläutert die Übersetzerin. „Wir verwenden darum in China sehr übliche populäre Gassenamen, zum Beispiel die Luo Gu-Gasse, die Ess-Stäbchen-Gasse, solche Straßennamen gibt es in jeder Stadt.“

Li Jianming hat zunächst Deutsch studiert, musste dann aber als Intellektuelle während der Kulturrevolution drei Jahre auf dem Land als Bäuerin arbeiten. Anschließend nutzte sie die Gelegenheit, nach Deutschland zu gehen und an der Technischen Universität in Westberlin als Übersetzerin zu arbeiten. Schon in China hatte sie sich intensiv mit Werk und Theorie Bertolt Brechts auseinandergesetzt. Nach einem Zwischenaufenthalt in China kehrte sie 1985 erneut nach Berlin zurück, um an der Freien Universität Theaterwissenschaften zu studieren. In dieser Zeit hatte die Dramaturgin das Musical *Linie 1* zum ersten Mal gehört. Zurück in China versuchte sie es zusammen mit dem damals bekannten Rockstar Cui Jian zu zeigen, konnte ihr Vorhaben jedoch nicht verwirklichen.

1989, nach den Unruhen auf dem Tiananmen-Platz, war sie dann mit anderen Dingen beschäftigt: Es war ihr ein großes Anliegen, Shakespeares „Hamlet“ zu inszenieren. „Hamlet wollte ich machen, ich dachte, jeder ist Hamlet, nach dem 4. Juni stecken wir alle in einer Krise“, erzählt die 1943 in Shanghai geborene Frau. „Und 1997 habe ich sogar selber ein Stück geschrieben und inszeniert: „Drei Frauen“. Ich habe es in Deutschland gezeigt, doch als ich nach China zurück kam, musste ich feststellen,

dass hier die Gesellschaft zu kommerziell geworden war. Mein Stück war zu literarisch, damals konnte man keine guten, sondern nur kommerzielle Stücke machen.“

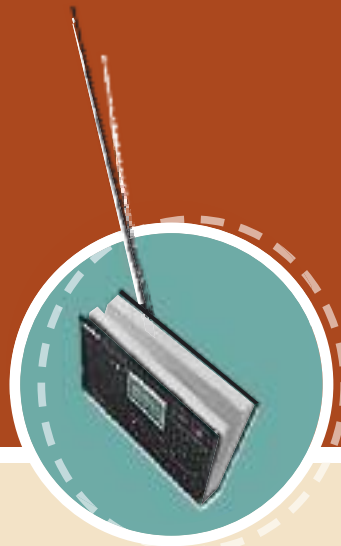
Also wandte sich Li Jianming Neuem zu. Fünf Jahre arbeitete sie in der südchinesischen Provinz Yunnan an einem Projekt zur Armutsminderung mit. Erst kürzlich hat sie ihre Übersetzungsarbeit wieder aufgenommen, sieben Stücke von Lessing übersetzt und auch eine kurze Erzählung geschrieben. Während der Olympischen Spiele erschienen in der Neuen Zürcher Zeitung zehn von ihr verfasste Kolumnen. Die heutige Theaterszene in China beschreibt sie zurückhaltend: „Die Menschen haben heute andere Probleme, sie denken, ich bin sowieso nur ein kleines Licht. In den 1980er Jahren haben wir, die chinesischen Intellektuellen, es als unsere Aufgabe angesehen, die Gesellschaft zu verändern, so wurden wir erzogen. Aber wer denkt heute schon noch so, alle denken nur: Ich kann politisch gar nichts ausrichten, nur Künstler und Schauspieler profitieren von dieser Zeit.“

Seit 2007 beteiligt sich Li Jianming an dem in verschiedenen Großstädten Chinas stattfindenden Kultur- und Wirtschaftsprojekt des Auswärtigen Amts, das über drei Jahre angelegt ist. Dort leitet sie Diskussionsrunden zum chinesischen Theater und beteiligt sich an den Vorbereitungen zur Premiere des Musicals, das sie nach China gebracht hat.

# WELT EMPFÄNGER

litprom-Bestenliste

1/2008



## 1. Aravind Adiga. Der weiße Tiger

Übersetzt von Ingo Herzke. Verlag C. H. Beck

Ein ungewöhnlicher sozialer Aufstieg vom Tellerwäscher zum IT-Unternehmer, eine moderne indische Fassung des Märchens „Der Mensch ist seines Glückes Schmied“. In einer Gesellschaft mit tief verwurzelter Gewalt ist dies jedoch nur möglich durch Mord und Raub. So emanzipiert sich der Held Balram Halwai, in dem er seinen Arbeitgeber erschlägt. Eine wütende Beichte aus dem Mund eines Vertreters der großen stummen Mehrheit der Menschheit. (it)

## 2. Jamal Mahjoub. Die Stunde der Zeichen

Übersetzt von Thomas Brückner. Edition Büchergilde

Jamal Mahjoub schildert den klassischen kolonialen Konflikt zwischen dem Sudan und dem Empire, die Kriege gegen den Mahdi, Ende des 19. Jahrhunderts – mit Folgen bis heute. Mahjoub fächert virtuos die Perspektiven auf, erzählt von „unten“, aus dem Blickwinkel von Köchen und Huren, und von „oben“, mit den Augen von Kriegern und Visionären. Episch opulent und geschmeidig elegant; fast vor-modern, aber mit allen Wassern der Post-Moderne gewaschen. Dazu spannend, poetisch und sehr klug. (tw)

## 3. Juan Rulfo. Pedro Páramo

Neu übersetzt von Dagmar Ploetz. Carl Hanser Verlag

Dieser Roman, neu und wunderbar übersetzt, begründete den Magischen Realismus und ist zugleich einer seiner Höhepunkte. Er handelt von einem tyrannischen Großgrundbesitzer in einer mexikanischen Einöde und zugleich von allen Tyranneien und Einöden, den irdischen und den überirdischen. (nk)

## 4. Deon Meyer. Weißer Schatten

Übersetzt von Ulrich Hoffmann. Rütten & Loening Verlag

Was für ein Thriller, spannend von der ersten bis zur letzten Seite! Und während man gebannt der Kriminalhandlung folgt, erfährt man wie nebenbei Dinge über Südafrika, die in den politischen Schlagzeilen niemals auftauchen. Deon Meyer ist ein Aufklärer im doppelten Sinne, führt er doch die kühnen Verwicklungen seines Krimis zu einem überraschenden Ende, und klärt er zudem über ein reiches, armes Land, sein schwieriges Erbe, seine prekäre Gegenwart in einem Thriller auf, der auch ein veritables Stück literarischer Landeskunde ist. (kmg)

## 5. Evelio Rosero. Zwischen den Fronten

Übersetzt von Matthias Strobel. Berlin Verlag

Rosero schildert literarisch schlüssig die Ausweglosigkeit derer, die in Kolumbien auf dem Lande in schwer zu durchschauende Kriegshandlungen geraten. Die Stärke des Romans besteht darin, dass er dabei die Vielschichtigkeit der menschlichen Persönlichkeit zur Geltung bringt. Gerade vor der miesen Realität. Der Autor ist ein großer Humanist und seine kleine Geschichte unbedingt lesenswert. (af)

## 6. Youssouf Amine Elalamy. Gestrandet

Übersetzt von Barbara Gantner. Verlag Donata Kinzelbach

Dreizehn Marokkaner versuchen, nachts in einem Motorboot nach Spanien überzusetzen. Doch sie kentern und werden wenige Tage später tot an den Strand ihres Heimatdorfes gespült. Ein Roman, dessen ausgeprägte Poesie seinen politischen Gehalt nicht überzuckert. Die sich zeitlich überschneidenden Kapitel, die das furchtbare Ereignis aus je anderer Perspektive schildern, wirken dabei wie das beständige Anbränden der Wellen und ein untergründiges Klagegedicht zugleich. (kb)

## 7. Sefi Atta. Sag allen, es wird gut

Übersetzt von Sigrid Groß. Peter Hammer Verlag

Ein Buch über die unterschiedlichen Wege zweier Freundinnen. Ein Buch über 25 Jahre Nigeria. Aber die Scham der Erzählerin darüber, gerade in den entscheidenden Augenblicken nicht so gut sein zu können, wie man es möchte und sollte, trifft einen auch hier mitten ins Herz. (aw)



## Navid Kermani empfiehlt für eine Übersetzung ins Deutsche: Shahriar Mandanipur, Zensur einer iranischen Liebesgeschichte, Roman

Erscheint nächstes Jahr auf Englisch bei Knopf, Random House

Shahriar Mandanipur ist 1956 in Schiraz geboren. Seine Bücher haben nichts mit Wüstenromantik und Märchen zu tun, die wir in den Orient immer noch hineinlesen möchten, sondern sind avancierte Weltliteratur, heutig, städtisch, mythisch, politisch und poetologisch komplex. Sein neuer Roman, der auf Persisch nicht erscheinen kann, schildert zwei Geschichten – eine Liebesgeschichte und wie eine Liebesgeschichte im heutigen Iran geschrieben oder genauer: nicht geschrieben werden darf.

## Die Jury

### Ich bin in der Weltempfänger-Jury, ...

<b>Ilija Trojanow</b> (Vorsitz)	<b>Katharina Borchardt</b>	<b>Anita Djafari</b>	<b>Andreas Fanizadeh</b>	<b>Karl-Markus Gauß</b>	<b>Navid Kermani</b>	<b>Kristina Pfoser</b>	<b>Arno Widmann</b>	<b>Thomas Wörtche</b>
„... weil wir in Zeiten der Globalisierung zu globalen Alphabeten werden sollten.“	„ ... weil Literatur aus Europa und Nordamerika nicht alles ist.“	„... weil ich mich gerne als Vermittlerin zwischen dem Eigenem und dem Fremden engagiere.“	„... denn gut geschriebene Romane gibt es viele, aber nur wenige wagen sich tatsächlich auf neues Terrain vor.“	„... weil wir immer wieder zu vergessen drohen, wie groß die Welt ist.“	„... weil ich für das begeistern möchte, wofür ich mich selbst begeistere.“	„... denn Literatur ist Welterfahrung und die Welt hört nicht an den Grenzen Europas auf.“	„... wegen der Lust aufs Fremde.“	„... weil ich finde, dass soviel Unfug beworben wird, dass ich gerne Wichtiges lobe und bekannt mache.“
Ilija Trojanow ist Schriftsteller und Vorstandsmitglied von litprom	Katharina Borchardt ist freie Kritikerin und Literaturredakteurin des SWR2	Anita Djafari ist Chefredakteurin der LiteraturNachrichten	Andreas Fanizadeh ist Ressortleiter Kultur bei der taz	Karl-Markus Gauß ist freier Schriftsteller, Kritiker und Herausgeber	Navid Kermani ist Schriftsteller und Islamwissenschaftler	Kristina Pfoser ist Literaturredakteurin bei ORF1	Arno Widmann ist Journalist im Feuilleton der Frankfurter Rundschau	Thomas Wörtche ist freier Kulturjournalist und Begründer der Krimi-Reihe „metro“

© von links: Dorn, Privat; Eva-Christine Meier, Kurt; Kaindl, Hans-Günter; Contzen, Privat; Privat; L. G. Bauer

Eine Initiative von litprom – Gesellschaft zur Förderung der Literatur aus Afrika, Asien und Lateinamerika e.V.

## PETER RIPKEN ÜBER DIE GÜLTIGKEIT ALTER WEISHEITEN IN MODERNEN METROPOLEN

### STADTLUFT MACHT FREI!?

Der alte Schlachtruf des europäischen Mittelalters „Stadtluft macht frei!“, womit nach einem Jahr in einer Stadt dem Flüchtling vor dem Feudalherren städtische Bürgerrechte zuteil wurden, scheint seine Gültigkeit auch heute nicht ganz verloren zu haben. Denn der Zustrom zu den Megastädten hält außerhalb Europas und Nordamerikas an, Städte verheißten immer noch mehr Chancen als das Land. Die Hoffnung, sich in der Stadt als Individuum entfalten, die Fesseln der Traditionen, die zumeist mit dem Leben auf dem Lande verbunden sind, abwerfen zu können, ist ungebrochen, wenn auch oft längst im Elend vergangen; in der europäischen und nordamerikanischen Literatur wie auch in der vieler Länder Afrikas und Asiens sind die Helden oft junge Männer (mitunter auch Frauen) auf dem Weg in die Stadt, die alternative Lebensvorstellungen möglich macht. Es scheint kein Zufall zu sein, dass Menschen, die andere Lebensentwürfe anstreben als die Mehrheit, überall in der Welt in Großstädten leben wollen.

Unzweifelhaft bieten die quirligen und chaotischen Metropolen Lateinamerikas, Afrikas oder Asiens aufregende Stoffe für viele Geschichten und gute Romane. Unzweifelhaft gibt es in Städten wie Lagos, Johannesburg, Kalkutta, Bombay, Rio de Janeiro, São Paulo, Mexiko-Stadt, Jakarta oder Shanghai auch eine lebhafteste Art eines literarischen Diskurses, weil hier viele derjenigen leben, für die Literatur mehr ist als unverbindliche Unterhaltung.

Doch: „Wie über Kalkutta schreiben?“ sei nicht so sehr die Frage, wie es Amit Chaudhuri unlängst in einem Essay über die Autoren, die eine Ästhetik der Stadt Kalkutta schufen, behauptet hat, sondern eher gehe es um die Frage: „Soll man in Kalkutta überhaupt schreiben?“

Wie unterschiedlich die individuellen Erzählstrategien sein können, die beim Versuch der Beantwortung dieser Frage eingeschlagen werden, zeigt sich auch am Beispiel der Megastadt Bombay. Nehmen wir Suketu Mehta: In **Bombay Maximum City** (Suhrkamp 2006, Übers. Anne Emmer, Heike Schlatterer, Hans Freundl) entfaltet er ein temporeiches Bild einer korrupten, kaputten Stadt, nutzt diverse Erzähltechniken. Rohinton Mistry geht beinahe klassisch mit seiner Heimatstadt Bombay um: In seinen Romanen (z.B. **Das Gleichgewicht der Welt**, S. Fischer 1999, Übers. Matthias Müller und **Die Quadratur des Glücks**, S. Fischer 2004, Übers. Rainer Schmidt) greift er sich einen familiären Mikrokosmos heraus, nur wenige Individuen, an denen sich die komplexe Universalität dessen erzählen lässt. Eine wiederum andere formale Herangehensweise an eine noch junge Megastadt praktiziert Ivan Vladislavic in **Johannesburg. Insel aus Zufall** (A1 Verlag 2008, Übers. Thomas Brückner): Er erzählt schon gar keine Geschichte mehr, sondern viele kleine Geschichten, zeichnet gewissermaßen Skizzen eines Flaneurs.

Zeugnis ablegen von der Komplexität einer Großstadt, das scheint allemal ein schwieriges Unterfangen. Ist der Ort guter Literatur also vielleicht gar nicht ein Ort, sondern die Sprache, die gut (und das heißt auch allemal nachvollziehbar in ihrer Menschlichkeit) erzählte Geschichte, mithin das Resultat von Imagination? Nicht wenige bedeutende Autorinnen und Autoren haben gerade kleine Orte der Phantasie, überschaubare Gegenden erinnerter Zusammenhänge auf die Landkarte der Weltliteratur gebracht: Yoknapatawpha County von William Faulkner erzählt mehr über das, was den Süden der USA ausgemacht hat als so mancher sozial-realistische Roman; Gabriel García Márquez überwuchert uns mit seinem magisch-realistischen Macondo mit wunderbar-abseitigen Geschichten; James Joyce schafft in *Ulysses* ein mythisches und zugleich so geräuschvolles Dublin.

Und von einer anderen Vorstellung sollten Leserinnen und Leser sich lösen: Auch Döblin hat seinen legendären Großstadttroman **Alexanderplatz** nicht im Brausen des turbulenten Verkehrs im Berlin der 20er Jahre geschrieben, sondern in der Abgeschiedenheit eines Arbeitszimmers. Sich einzulassen auf die Widersprüche und Herausforderungen einer Megastadt, das ist für einen Autor, der von seinen Erfahrungen wirklich gepackt ist, eine Sache. Eine andere lehrt uns die Erfahrung: Gute Literatur entsteht fast immer nur in der Distanz, in der Abgeschiedenheit, ja in der Isolation des Individuums, das mit den Bildern in seinem Kopf kämpft – und sie so zu Papier bringt, dass wir alle davon einen Gewinn haben.



**CSI Club Südamerika**  
International GmbH

1982 · 2007 **25** JAHRE

**SIE MÖCHTEN NACH LATEINAMERIKA REISEN?**  
Dann nutzen Sie unsere Erfahrung, Beratungsstärke und unseren individuellen Service.

 **069 / 92 00 99 01**

**SIE PLANEN EINEN BLITZGELDTRANSFER NACH LATEINAMERIKA UND SPANIEN?**  
Nutzen Sie unseren lizenzierten Finanztransferdienst - den schnellen und sicheren Weg für Ihr Geld nach Lateinamerika und Spanien.

 **069 / 20 197**

IHR SPEZIALIST FÜR SÜDAMERIKA-REISEN

Friedensstr. 2 | 60311 Frankfurt | [www.suedamerika-csi.de](http://www.suedamerika-csi.de)

### Literatur der afrikanischen Diaspora: Sprachen der Mobilität, Sprachen der Flucht

#### Symposium an der Universität Frankfurt und Lesung mit afrikanischen Autoren

Die stetig wachsende Migration, die sich von Afrika, aber auch aus anderen so genannten Dritte-Welt-Ländern Richtung Westen bewegt, rückt in zunehmendem Maße ins Zentrum öffentlichen Interesses. Nicht nur, weil die sozialpolitischen Konsequenzen dieser Bewegungen die ‚Festung Europa‘ erschüttern und somit eindeutige Konsequenzen für europäische Gesellschaften mit sich bringen, sondern auch, weil nun verstärkt Impulse in die europäische Kunst- und Literaturszene von diesen ‚neuen Europäern‘ ausgehen.

Während man sich in Großbritannien schon an diese ‚neuen‘ Stimmen gewöhnt hat, und die so genannte Black-British-Literatur mittlerweile als fester Bestandteil der zeitgenössischen britischen Kunst, Kulturszene und des Establishments begriffen wird, kann dies nur schwerlich auf andere europäische Kontexte übertragen werden. Folglich werden polyphone afrikanische Stimmen in Deutschland eher mit dem Begriff Weltliteratur beschrieben, als dass sie zu den kulturellen Eckpfeilern der deutschen nationalen Kulturen gezählt würden. Dass eine solche Betrachtungsweise noch immer aktuell ist, verwundert vor allem vor dem Hintergrund einer längst multikulturell gewordenen deutschen Gesellschaft. Das Symposium setzt hier an und hinterfragt diesen recht ‚altmodisch‘ anmutenden deutschen Blickwinkel mit einer Reihe von Lesungen, Diskussionen und Gesprächen. Mit Wilfried N'Sonde (Kongo/Frankreich/Deutschland), dessen Roman **Das Herz der Leopardenkinder** in der Übersetzung von Brigitte Große (Kunstmann Verlag, München) in diesem Jahr viel Aufsehen erregte, sowie



der Autorin und Verlegerin Goretti Kyomuhendo (Uganda/UK) und dem Lyriker Uche Nduka (Nigeria/Deutschland/USA) veranstaltet litprom gemeinsam mit Sissy Helff und Marie Hélène Gutberlet, Goethe-Universität

Frankfurt a.M., und dem Hessischen Literaturforum am 16. Januar 2009 eine Lesung im Künstlerhaus Mousonturm. Die Veranstaltung findet im Rahmen der Konferenz „Migration & Media 2: Literatur der afrikanischen Diaspora: Sprachen der Mobilität, Sprachen der Flucht?“ statt.

Weitere Informationen: Corry von Mayenburg: mayenburg@book-fair.com. Tel. 069/2102-250. Am Samstag, den 17. Januar 2009, veranstaltet die Abteilung Neuere Englischsprachige Literaturen und Kulturen (NELK) am Institut für England- und Amerikastudien und das Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaften ein ganztägiges Symposium mit Lesungen und Gesprächen zu dem Thema. Weitere Mitwirkende sind: Rembert Hüser (Minneapolis /Frankfurt a.M.), Dominic Johnson (Berlin), Cassis Kilian (Mainz), Kira Kosnick (Frankfurt a.M.), Dirk Naguschewski (Berlin), Ulrike Pirker (Freiburg), Wumi Raji (Frankfurt a.M./Lagos), Ute Röschen-thaler (Frankfurt a.M.), Frank Schulze-Engler und Doris Strauhs (beide Frankfurt a.M.).

Informationen zum Symposium bei: helff@nelk.uni-frankfurt.de; m.gutberlet@tfm.uni-frankfurt.de

### China im Kopf – China in der Literatur Aspekte der chinesischen Gegenwartsliteratur 8.-10. Mai 2009

Gemeinsame Tagung von litprom – Gesellschaft zur Förderung der Literatur aus Afrika, Asien und Lateinamerika und der Evangelischen Akademie Villigst/ Schwerte

China präsentiert sich 2009 als Ehrengast der Frankfurter Buchmesse. Dies nehmen wir zum Anlass, uns mit der Gegenwartsliteratur Chinas zu beschäftigen und chinesische Autoren einem interessierten Publikum vorzustellen. Die Tagung ist auch als Weiterbildungsveranstaltung für Lehrer geeignet und anerkannt. In Hessen ist litprom beim Fortbildungsinstitut HELP akkreditiert. Weitere Lesungen und Veranstaltungen mit chinesischen Autorinnen und Autoren sind im Laufe des Jahres geplant.

Einzelheiten erfahren Sie aus unserem Newsletter und auf unserer Website: [www.litprom.de](http://www.litprom.de) oder bei Corry von Mayenburg per E-Mail: mayenburg@book-fair.com oder per Telefon: 069/2102-250.

## Rotpunktverlag.



Antonio Dal Masetto  
**Als wäre alles erst gestern gewesen**  
Roman

Aus dem Spanischen von Susanna Mende  
260 Seiten, gebunden, 2008  
ISBN 978-3-85869-375-4, Euro 21,50

### Eine neue und glückliche Zeit

In diesem bezaubernden Epos einer Familie blickt die achtzigjährige Agata zurück auf die Zeit in ihrer Heimat – auf die Zeit, bevor sie mit ihrer Familie von einer kleinen italienischen Stadt am Lago Maggiore in die »Neue Welt«, nach Argentinien, aufbricht. Es sind die Jahre des faschistischen Regimes, das in der Erzählung ganz allmählich Gestalt annimmt, parallel zur schärfer werdenden Wahrnehmung der Erzählerin.

Erhältlich in jeder guten Buchhandlung oder unter [www.rotpunktverlag.ch](http://www.rotpunktverlag.ch).

# Stadt, Land, Murjan-Fluss

Tadschikistan feiert das 1150jährige Jubiläum seines Nationaldichters Rudaki

Knapp 10 Prozent der Bevölkerung des Landes leben in der Hauptstadt. Das macht bei rund 650.000 Menschen aus Duschanbe beileibe keine Megastadt. Dafür aber ist hier und in ganz Tadschikistan das Mega-Dichtertieber ausgebrochen! Landauf landab überbieten Städte einander mit prunkvollen Gedenkfeiern, selbst auf die Gefahr hin, sich wie Pandschikent über Jahre hinaus zu verschulden. Unweit von dort, im kleinen Dorf Pandsch-Rud, kam Abu Abdullah Djafar aus Rudak, Rudaki also, 858/59 zur Welt und starb 941 wohl auch dort, in Armut und einsam. Ustad (der Meister) Rudaki gilt vielen als der Vater der neupersischen Poesie. Er war der erste, der in Dari, der neupersischen Hofsprache, dichtete und in der seither als Dari-Reimordnung bezeichneten Reimform schrieb, von der unter anderem auch seine berühmten Nachfahren Abu I-Qasem-e Ferdousi (940/41–1020), Umar Chayyam (1048–1123), Saadi (1184/90–1283/90) und Hafiz (1320–1390) Gebrauch machten.

In Deutschland fand Rudaki erstmals in der Bibliothèque Orientale des französischen Orientalisten Barthélemy D'Herbelot (1625–1695) Erwähnung, die (1697 posthum vollendet) zwischen 1775 und 1790 ins Deutsche übertragen wurde. Der österreichische Diplomat, Orientalist und Pionier der Osmanistik Josef Freiherr von Hammer-Purgstall (1774–1856) sah in Rudaki zwar den ersten, fruchtbarsten und durch sein Wirken am Hofe des Samanidenkönigs Amir Nasr Ben Ahmad II (914–942/43) – den er aufgrund von Hofintrigen 937 verließ – auch den vermeintlich reichsten Poeten des Neupersischen. Doch hielt er ihn nicht für bedeutender als die rund 200 weiteren Dichter, die er unter anderem in **Die Geschichte der Schönen Redekünste Persiens** (Wien 1818) und **Die Duftkörner, aus den persischen Dichtern gesammelt** (Wien 1836) vorstellte. Indes erschöpft sich Rudakis Werk nicht in Lobeshymnen auf den Samanidenherrscher.

Alle Facetten menschlichen Daseins, Liebe, Tod, die Schönheit der Natur, das Streben nach Gerechtigkeit und Edelmut finden ihren Platz darin. Als Rudakis Meisterwerk gilt **Kalila wa Dimna**, eine Sammlung humorvoller Fabeln indischen Ursprungs, die er in Versform aus dem Arabischen ins Neupersische übertragen hat. (S. Weber, Hg., Übers.: Nasrollah Monschi: **Kalila und Dimna. Fabeln aus dem klassischen Persien**. C.H. Beck. München 1996). **Ferdousi** widmete ihnen ein Kapitel in seinem **Buch der Könige (Schahname: das persische Königsbuch; Miniaturen und Texte der Berliner Handschrift von 1605**. Hrsg. von Volkmar Enderlein und Werner Sundermann, Müller & Kiepenheuer. 1988). Die lehrreichen Tiergeschichten sind zeitlos aktuell, zählen in Afghanistan beispielsweise zur Vorschullektüre. In Tadschikistan, ja in ganz Zentralasien, kennt jeder zumindest die ersten Zeilen von Rudakis berühmtem Gedicht über die Sehnsucht nach der Heimat Buchara, im heutigen Usbekistan: *Es kommt Bui Dschui Murjan ..., ein Duft vom Strome [Murjan] her ...* (Übers. Hammer-

Purgstall). König Amir Nasr Ben Ahmad II hielt sich damals in Herat auf, trug sich gar mit dem Gedanken, seine Residenz dorthin zu verlegen. Sein Hofstaat aber sehnte sich zurück nach Buchara, der ewigen Stadt in Transoxanien, und trug dem Dichter auf, den König doch zur Rückkehr dorthin zu bewegen. Rudakis Verse gingen dem Herrscher derart zu Herzen, dass er sich, so die Legende, sogar noch in Pantoffeln auf sein Ross schwang, um gen Heimat zu eilen. Das Interesse für das Morgenland hatte in Europa bereits nachgelassen, als Rudaki dort bekannter wurde: der Vorfahr jener großen Dichter und Denker, die einst Goethe (Hafiz), Schiller, Heine, Rückert (Ferdousi) so begeisterten. ‚Entdeckt‘ wurde Rudaki für Deutschland durch den Orientalisten Hermann Ethé (1844–1917), der Dichter und Werk in seinem Buch **Rudaki, der Samaniden-Dichter** (1873) erstmals umfassend präsentierte.

Der persischsprachige Dichter hat für Tadschikistan heute grundlegende Bedeutung: Die einstige Sowjetrepublik, infolge des Zerfalls der Sowjetunion seit 1991 unabhängig, besinnt sich auf der Suche nach neuer Identität auf alte arisch-iranische Wurzeln, auf Zarathustra, das Avesta und auf die erste Dynastie einheimischer Herrscher nach der Invasion der Araber und vor der Eroberung durch die Türken. Unter der Dynastie der Samaniden (819-999/1005) erreichte man politische und kulturelle Eigenständigkeit; die persische Dichtung erlebte ihre Blütezeit. Heute zählt Tadschikistan zu den ärmsten Ländern der Erde. Wenn Russland nicht wäre ... Rund eine Million Tadschiken leben dort, und zunehmend auch in China, als Arbeitsmigranten, sichern mit Geldtransfers in Höhe von fast 40 Prozent des Bruttoinlandsprodukts und (noch!) am Fiskus vorbei vielen Verwandten in der Heimat das nackte Überleben. So kommt das Jubiläumsjahr gelegen: Stolz auf die reiche Vergangenheit soll die Gegenwart beflügeln. An Rudaki führt in Duschanbe seit einiger Zeit jedenfalls kein Weg mehr vorbei. Überlebensgroß und eindrucksvoll steht die Statue, stiehlt sogar dem unweit wachenden Staatsgründer Ismoili Somoni die Schau. Im weitläufigen Zentralpark, der von nun an seinen Namen trägt, hat der Nationaldichter eine andere berühmte Persönlichkeit der jüngeren Geschichte buchstäblich vom Sockel gestoßen. Denn bis vor kurzem noch war der nun aufwändig umgestaltete Rudaki-Park W.I. Lenin gewidmet.

Die einen freut die Attraktion, denn erschwingliche Abwechslung gibt es nicht viel in Duschanbe. Den anderen bereitet der verschwenderische Umgang mit Wasser und Strom an den vielen Fontänen Sorge. Im letzten Winter, der das Land mit bitterer Kälte (nachts bis zu minus 30°C) als Jahrhundertwinter heimgesucht hat, waren Strom- und Wassernotstand an der Tagesordnung. Als Generatoren auch in Krankenhäusern ausfielen, starben Neugeborene und alte Menschen. Die Mini-Metropole hat Mega-Probleme mit der materiellen Versorgung ihrer Bürger. Die leben,



Chud bei Hofe

© Jutta Himmelreich

ideell, auch heute im Jahr der Zaboni Modari, der tadschikischen (Mutter-)Sprache, die seit Beginn der 1990er Jahre Verkehrssprache ist und anders als Farsi (Iran) und Dari (Afghanistan) an Stelle des arabisch-persischen das kyrillische Alphabet verwendet. Die zweite Landessprache, auch in Lehrwerken noch sehr verbreitet, ist Russisch. Die größte nationale Minderheit spricht Usbekisch. In der ethnisch und kulturell äußerst vielfältigen autonomen Provinz Berg-Badachschan spricht man Pamirsprachen. Tadschikistans Nationaldichterin Safi umreißt mit wenigen Worten die Tragödie des Landes, das sein Schriftsystem innerhalb eines Jahrhunderts zweimal ändern musste, 1929 vom arabisch-persischen zum lateinischen,

1940 zum kyrillischen Alphabet: „Alle anderen Länder Mittelasiens haben die lateinische Schrift zu nutzen gewusst. Wir Tadschiken aber sind durch den zweifachen Schriftwechsel zweimal gestorben“, sagt Safi und dabei kommen ihr fast die Tränen. „Ganze Generationen können nichts über ihre Vorfahren lesen.“ Während die letzten Zeilen dieses Artikels entstehen, läuft die Frühstückssendung von Radio Tadschikistan, Nasimi Sul, Der Wind des Friedens: Hörer, jung und alt, rufen an und tragen ihre Lieblingsgedichte vor.

*Jutta Himmelreich  
(zurzeit Deutschlehrerin in Duschanbe)*

antiquarisch



vergriffen



gebraucht



**Hier findet jeder sein Buch.**

- Mehr als 30 Mio. Bücher – die weltweit größte Auswahl deutschsprachiger Titel
- Über 4.100 professionelle Antiquariate
- Einfach & schnell online bestellen
- Viele Zahlungsarten, u.a. offene Rechnung

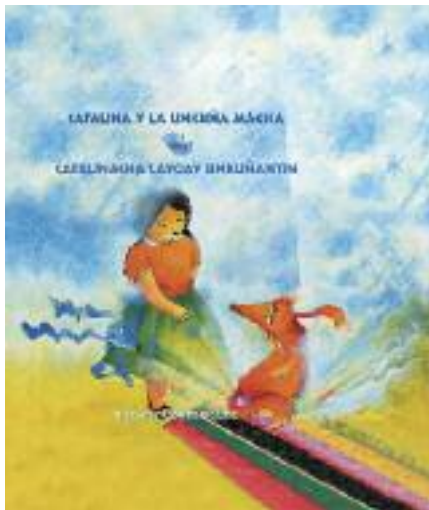
ZVAB.com

ZENTRALES VERZEICHNIS ANTIQUARISCHER BÜCHER

DAS ONLINE-ANTIQUARIAT

neu

### Peru Lese-Förderprojekt für Kinder in Andendörfern



Das peruanische Märchen der kleinen Catalina ist ausnahmsweise nicht ausschließlich für Kinder bestimmt, deren Eltern noch schnell beim Einkauf ein Buch mitnehmen. Vielmehr ist es denjenigen gewidmet, die in ihrem Leben vielleicht noch nie ein Buch in den Händen gehalten haben. Die deutsch-peruanische Kulturgesellschaft ACUPARI hat **Catalina y la Unkuña Mágica** (Catalina und die verzauberte Unkuña) veröffentlichen lassen, um es kostenlos an Kinder in abgelegenen Schulen in der Gegend um die Provinzhauptstadt Cusco zu verteilen. „Kinder brauchen Bücher nicht nur um des Lesens Willen, sondern auch um ihre Fantasie anzuregen“, sagt Maria Sophia Jürgens de Hermoza, Honorarkonsulin und Vorsitzende von ACUPARI. Sie trägt die Verantwortung für das Lese-Förderprojekt, das mit **Catalina** bereits in die zweite Runde ging. 2007 hatte ACUPARI das Kinderbuch **Johann** herausgebracht, für das kommende Jahr ist wieder eine Publikation geplant. Ausgeschrieben wurde das Projekt als Wettbewerb mit regionalem Schwerpunkt: Voraussetzung war, dass es sich um eine peruanische Geschichte handelt. Schriftsteller und Künstler in und um Cusco hatten zwei Monate Zeit, ihre Geschichten und Illustrationen einzureichen, von denen die Jury die der Catalina zur besten kürte. Das „Centro Bartolomé de Las Casas“ war so beeindruckt von dem Märchen des jungen Autors und

Illustrators B. Braddy Romero Ricalde, dass es den Druck von 1.000 Exemplaren für den kommerziellen Vertrieb übernahm. Das Kinderbuch erschien zweisprachig, auf Spanisch und Quechua, so dass die Kinder in den Andendörfern auch erreicht werden. Sie haben normalerweise keinerlei Zugang zu geeigneten Büchern, in den Schulen ist hierfür kein Budget vorgesehen. Um die Kosten für dieses schöne Projekt auch im nächsten Jahr wieder decken zu können, ist ACUPARI auf Spenden angewiesen und freut sich auch über kleine Beiträge.

Weitere Informationen unter:  
[www.acupari.de/kinderbuch\\_peru\\_de](http://www.acupari.de/kinderbuch_peru_de).

### Kenia Autoren für den Frieden – Künstler werfen neues Licht auf Gewaltkrise

Seit Jahresbeginn haben Dichter und Schriftsteller eine Chronologie der Gewalt aufgezeichnet, unter der Kenia nach den Wahlen Ende Dezember 2007 für Monate litt. Ihre Arbeiten wurden als Beweismittel von der sogenannten Waki-Kommission genutzt, die Gewalttaten aus dieser Zeit aufklärt. Während der Unruhen gründete sich die Gruppe ‚Concerned Kenyan Writers‘ (CKW), deren Textsammlung jetzt vor die Kommission kommt. Nicht nur bekannte Schriftsteller nahmen teil: Die CKW bildete auch junge Journalisten aus. Ziel der Gruppe ist laut Shalini Gidoomal, Leiterin der Autorengruppe, die Berichte der internationalen Medien durch kenianische Autoren zu korrigieren. In vielen Berichten über ethnische Auseinandersetzungen oder Stammeskonflikte gehen die tatsächlichen Begebenheiten und ihre komplexen Ursachen unter. So hat zum Beispiel kein ausländischer Journalist bemerkt, dass an den ersten Ausschreitungen tausende Jugendliche teilnahmen, die gerade durch ein Beschneidungsritual zu Erwachsenen geworden waren. Mit einer neuen männlichen Identität ausgestattet, liefen die Jugendlichen Amok und brannten Höfe und Häuser nieder. Dipesh Pabari vom Magazin *Wajibu*, das sich mit sozialen und ethischen Fragen befasst, vermisst auch Berichte über Kenianer, die den Opfern ungeachtet ethnischer und politischer Zugehörigkeiten geholfen haben.

Autor: Najum Mushtaq; Quelle: www.ipsnews.net  
 Weitere Informationen unter:  
<http://forums.rescuekenya.org/ckw>  
<http://kwani.org/main>

## Nicaragua Ernesto Cardenal unter Druck

Ernesto Cardenal, der sich momentan auf Einladung seines Verlages Peter Hammer auf Lesereise durch Deutschland befindet, sieht sich in seiner Heimat Nicaragua von Präsident Daniel Ortega massiv unter Druck gesetzt. Ortega, dessen Amtsführung und Lebensstil Cardenal öffentlich kritisiert, verurteilte den Dichter mit einer fadenscheinigen Begründung zu einer Geldstrafe. Nachdem Cardenal eine Erklärung abgegeben hatte, weshalb er sich weigere zu zahlen, ließ Richter Rojas Cardenals Konten einfrieren. Es verdichten sich die Befürchtungen, dass Cardenal unter Hausarrest gestellt wird, sobald er nach Nicaragua zurückkehrt. Zahlreiche Schriftsteller und Intellektuelle aus der ganzen Welt bekundeten ihre Solidarität mit ihm.

Auch der deutsche P.E.N. wendet sich „gegen diese zynische Praxis“ und sieht in dem Fall einen „Prüfstein für das demokratische Selbstverständnis der sandinistischen Regierung in Nicaragua“ ([www.pen-deutschland.de](http://www.pen-deutschland.de)). Ernesto Cardenal ist unter anderem Träger des Friedenspreises des deutschen Buchhandels.

## Nigeria Verbotene Filme, verbrannte Bücher – Zensurbehörde beruft sich auf den Islam

Im nordnigerianischen Bundesstaat Kano führt die Zensurbehörde einen Kampf gegen alles, was sie als unislamisch und unmoralisch deklariert. Sie verlangt, dass jeder einzelne Autor bei ihr eine Lizenz zum Schreiben und Publizieren beantragen muss. Die erfolgreiche Hausa-Filmindustrie dreht deshalb bereits in Kaduna und anderen Nachbarstaaten. Die Schikane reichen von öffentlichen Bücherverbrennungen bis zur Androhung von Gefängnisstrafen. In einem Internet-Blog wurde bereits über eine Todesdrohung berichtet. Kanos Zensurbehörde wurde 2001 durch die Regionalregierung etabliert. Im September

2007 verschärfte sie die Vorschriften für Filmproduzenten und Autoren. Bei Verstößen gegen die öffentliche Moral werden Haftstrafen und Geldbußen angedroht. Als Hausa-Autor Ibrahim Sheme in seinem Internet-Blog berichtete, er habe anonyme Todesdrohungen erhalten, erklärten sich die Schriftstellerverbände mit ihm solidarisch und riefen einen dreiwöchigen Streik aus. Nach einem Treffen von Vertretern der Zensurbehörde mit führenden ANA-Sprechern ruderten die Zensoren zurück und verlangen seitdem lediglich Angaben über die Verbandszugehörigkeit der Autoren.

Autor: Amina Koki Guzo; Quelle: www.ipsnews.net

## Pakistan Bestseller aus den Flüchtlingslagern – Afghanische Autoren beleben Paschtu-Lyrik

Die paschtunische Sprache und die Paschtu-Literatur erleben in der pakistanischen Nordwest-Grenzprovinz (NWFP) eine beispiellose Blüte. Millionen Menschen aus Afghanistan sind in den vergangenen Jahrzehnten in diese Region geflohen. Auch wenn inzwischen Millionen Afghanen die Flüchtlingslager verlassen haben und in ihre Heimat zurückgekehrt sind, bleibt der kulturelle und gesellschaftliche Einfluss, den die Region den paschtunischen ‚Vettern‘ aus dem Nachbarland verdankt. Die heute in Pakistan bekanntesten und am meisten gelesenen paschtunischen Dichter sind Afghanen aus den Flüchtlingslagern von Peshawar.

Tausende Bücher in Paschtu sind in den vergangenen 30 Jahren erschienen. Auch pakistanische Schriftsteller, die in Afghanistan viel gelesen werden, gingen dazu über, in unverfälschtem Paschtu, ohne ein Wort Urdu oder Englisch, zu schreiben. Durch den literarischen Austausch mit pakistanischen Autoren haben viele begonnen, ‚Ghazal‘ (‚Ghasel‘) zu schreiben, Liebesgedichte, die in einer besonderen Versform verfasst werden. Die in großer Zahl entstandenen informellen afghanischen Dichterkreise etablierten sich auch als Zentren für Literaturanfänger.

Autor: Ashfaq Yusufzai;  
 Quelle: www.ipsnews.net



144 Seiten, Broschur, schwarzweiß  
 Illustrationen, € [D] 9,90  
 ISBN 978-3-89502-268-5

## Der erste Band mit Mats Abenteuern – Lieblingslektüre für Millionen in Südostasien – nun zum ersten Mal auf deutsch.

Lat erzählt aus dem Leben von Mat, einem muslimischen Jungen, der im ländlichen Malaysia der 1950er Jahre aufwächst: von seinen Abenteuern und Streichen, seiner religiösen Erziehung, seinen Angelausflügen und der Arbeit auf der familieneigenen Kautschuk-Plantage. Doch die traditionelle ländliche Lebensweise im Dorf (Kampung) ist bedroht durch die sich ausbreitenden Zinnminen mit ihren industriellen Arbeitsplätzen. Als Mat dann für den Besuch der weiterführenden Schule in die Stadt gehen muss, kann er nur hoffen, dass sein Kampung nach seiner Rückkehr noch da ist.

*Lat öffnet mit seinen kraftvollen und ausdrucksstarken Zeichnungen und den lakonischen Texten ein Fenster zu einer Welt, die heute nahezu verschwunden ist. Der Autor, geboren 1951, ist der wohl bekannteste Cartoonist Südostasiens. Seine regelmäßig im Editorial der „New Straits Times“ veröffentlichten Karikaturen nehmen politische und gesellschaftliche Ereignisse aufs Korn.*

### HORLEMANN

Postfach 1307 • 53583 Bad Honnef  
 Telefax 0 22 24 / 54 29  
 E-Mail: [info@horlemann-verlag.de](mailto:info@horlemann-verlag.de)

[WWW.HORLEMANN.INFO](http://WWW.HORLEMANN.INFO)

## Afrika

### Tierno Monénembo [Guinea/Frankreich]

gewinnt den **Prix Renaudot** für sein aktuelles Werk **Le roi de Kahel** (Der König von Kahel; Seuil 2008). In dem biografischen Roman erzählt Monénembo die Geschichte des Abenteurers und Eisenbahnbauers Aimé Victor Olivier, der 1880 „ganz privat“ das aktuelle Gebiet Guineas eroberte und sogar König der Kahel-Ebene wurde.

1947 in Porédaka in Guinea geboren, kam Monénembo 1973 zum Studium nach Frankreich. Der Autor gilt als einer der führenden Vertreter der jungen afrikanischen Literatur. Er hat zahlreiche Romane veröffentlicht, auf Deutsch liegen vor: **Zahntag in Abidjan**.

**Roman aus Guinea** (Übers. Gunhild Niggelich und Gudrun Honke, Peter Hammer 1996) und **Cinema** (Übers. Karin Boden und Monique Lütgens, Peter Hammer 1999).

Der Preis wird traditionell jedes Jahr zur gleichen Zeit und am gleichen Ort wie der Prix Goncourt verliehen und zählt zu den fünf großen französischen Literaturpreisen.

Ins Leben gerufen wurde er bereits 1926, benannt ist er nach dem Begründer des modernen Journalismus in Frankreich Théophraste Renaudot.

### Nnedi Okorafor-Mbachu [Nigeria/USA]

wurde für ihren Fantasy-Roman **Zarah the Windseeker** mit dem **Wole Soyinka Prize for Literature in Africa** ausgezeichnet und verwies damit Uzodinma Iweala auf Platz zwei. Die Preisträgerin 2006, **Sefi Atta**, von der 2008 auf Deutsch **Sag allen, es wird gut** (Übers. Sigrid Groß) im Peter Hammer Verlag erschienen ist, sagt über das Buch: „Charaktere aus traditionellen afrikanischen Geschichten werden in diesem Fantasy-Roman lebendig.“

**Zarah the Windseeker** liest sich wie ein fantastischer Traum, aus dem man nie erwachen möchte.“

Der **Wole Soyinka Prize for Literature in Africa** wurde 2005 von der Lumina-Stiftung gegründet zu Ehren von Wole Soyinka. Der Preis soll Menschen auszeichnen, „die ihr

Talent so gut genutzt haben, um ihre Mitmenschen positiv zu beeinflussen“. Die Auszeichnung ehrt herausragendes Schreiben, mit ihm verbunden sind Stipendien und Zuschüsse zu den prämierten Büchern, um diese einem breiten Publikum zugänglich zu machen.

### Ondjaki [Angola]

erhält den erstmals vergebenen **Young Writer Prize** des **Grinzane Cavour Literary Prize for Africa**. Ondjaki wurde 1977 in Luanda geboren, sein Jugendroman **Bom dia camaradas** (Übers. Claudia Stein, NordSüd Verlag 2006) war im Erscheinungsjahr einer der vier Titel des Anderen Literaturklubs. Weitere Preisträger dieses Jahres waren Ngugi wa Thiong’o aus Kenia, der den African Heritage Preis erhielt und Ben Okri aus Nigeria (African Mainstream Prize).

Die Grinzane-Preise gibt es seit 1982. Sie sollen Literatur auch für junge Leute interessanter machen.

Vergeben werden sie in Frankreich, Spanien, Kuba, Russland, Uruguay und den USA; die Jury wird von Studenten ausgewählt. Die Verleihung der afrikanischen Ausgabe soll jedes Jahr in einem anderen Land stattfinden, angefangen dieses Jahr in Äthiopien, organisiert von der ansässigen italienischen Botschaft in Zusammenarbeit mit der United Nations Economic Commission for Africa (UNECA) anlässlich deren 50. Jubiläums.

### Zachariah Rapola [Südafrika]

wird für seine Kurzgeschichtensammlung **Beginnings of a Dream** mit dem **Noma Award** ausgezeichnet. Das Buch erschien 2007 bei Jacana Media, Südafrika. In der Begründung der Jury heißt es: „Verwurzelt im Township verbinden die Kurzgeschichten die privaten Leben der Charaktere, ihre Sorgen über die unsichtbaren Erfahrungen in ihren Leben, ihre Gedanken und Träume.“

Zachariah Rapola ist freiberuflicher Autor und Filmemacher, geboren und aufgewachsen in Alexandra, Johannesburg. Der National Arts Council of South Africa hatte ihm bereits 2000 ein Stipendium zuerkannt, zur Zeit schreibt er an einem Script für eine BBC/SABC Comedy Serie.

Insgesamt hatten dieses Jahr 40 Verleger aus 10 afrikanischen Ländern Titel eingereicht.

Weitere drei Titel erhielten Preise, drei andere eine lobende Erwähnung.

Der Titel **Retold, Retouched** von **Segun Sofowote**, der ebenfalls eine lobende Erwähnung fand, wurde von unserer Mitarbeiterin Eva Massingue begutachtet und der Noma-Jury empfohlen.

### Wole Soyinka [Nigeria]

wird mit dem neuen mit 10.000 Euro dotierten **Markgräfin-Wilhelmine-Preis** geehrt. Ausgezeichnet werden Menschen, die sich international auf kulturellem, sozialem, politischem oder wissenschaftlichem Gebiet engagieren und die interkulturelle Verständigung fördern. Der Preis trägt den Namen der Markgräfin Wilhelmine, die für Bayreuth den Anschluss an die europäische Entwicklung gesucht und einen intensiven Austausch mit den führenden Köpfen der Aufklärung gepflegt hat. Die Preisverleihung fand im Rahmen eines Empfangs durch den Oberbürgermeister der Stadt Bayreuth im Markgräflichen Opernhaus statt. Die Laudatio hielt der Bundesinnenminister Dr. Wolfgang Schäuble.

Wole Soyinka stehe – so die Jury – exemplarisch für einen offenen Dialog der Kulturen und das Eintreten für Humanität und Toleranz. Der Nigerianer erhielt 1986 als erster Schwarzafrikaner den Nobelpreis für Literatur, er hat mehr als 20 Dramen, Romane und Gedichte veröffentlicht.

Auf Deutsch erschien zuletzt **Brich auf in früherer Dämmerung. Erinnerungen** (Übers. Inge Uffelman, Ammann 2008).

## Arabische Welt

### Hubert Haddad [Tunesien/Frankreich]

gewinnt mit seinem Roman **Palestine** den **Prix des Cinq Continents de la Francophonie**. Die Jury sieht in dem Buch „eine politische Fabel in französischer Sprache, die sowohl Arabisch als auch Hebräisch spricht, und in der sich das lyrische Schreiben mit dem engen Sinn der Wirklichkeit vermischt.“

Haddad, 1947 in Tunis geboren, lebt seit seiner Kindheit im Großraum Paris. Er ist Poet, Romaner, Erzähler, Dramaturg und Essayist. Die Internationale Organisation der Francophonie hat den Preis 2001 geschaffen, um die kulturelle und verlegerische Vielfalt in französischer Sprache auf allen fünf Kontinenten zu fördern.

Asien

**Atiq Rahimi [Afghanistan/Frankreich]**

erhält in diesem Jahr den **Prix Goncourt**. Der wichtigste französische Literaturpreis wurde dem 46-Jährigen für seinen Roman **Syngué sabour** (Stein der Geduld) verliehen. Der Roman erzählt von einer afghanischen Frau, die sich aus den Fesseln der gesellschaftlichen und religiösen Unterdrückung befreit. Rahimi wurde 1962 in Kabul geboren, 1984 flüchtete er vor dem Bürgerkrieg nach Pakistan. Er erhielt Asyl in Frankreich und begann dort nach einer Promotion an der Sorbonne mit der Arbeit als Schriftsteller. Auf Deutsch erschienen von ihm in der Übersetzung von Susanne Baghestani die Bücher **Erde und Asche** (Claassen 2002) und **Der Krieg und die Liebe** (Claassen 2003). Das neue Buch wird unter dem Titel **Stein der Geduld** auf Deutsch im Herbst 2009 bei Ullstein erscheinen.

Mit dem Prix Goncourt zeichnet die gleichnamige Académie – die von den Schriftstellerbrüdern Edmond und Jules de Goncourt gegründet wurde – seit 1903 das beste erzählerische Werk in französischer Sprache aus. Das Preisgeld beträgt symbolische 10 Euro, die Bekanntheit des Preises steigert allerdings erfahrungsgemäß die Auflage des preisgekrönten Werkes um ein Vielfaches.

Lateinamerika

**Alvaro Mutis [Kolumbien]**

hat den **Premio Nostromo – La Aventura Marítima** erhalten. Dieser der Seefahrt und den Ozeanen gewidmete Preis wurde 2008 zum 12. Mal von der Vereinigung der Freunde des literarischen Cafés Nostromo und des

Marine-Museums Barcelona verliehen. Der 85-jährige Mutis ist vor allem für seine Romane über den Seefahrer Maqroll bekannt, die in der deutschen Übersetzung von Katharina Posada und Peter Schwaar in einer Gesamtausgabe mit dem Titel **Die Abenteuer und Irrfahrten des Gaviero Maqroll. Die sieben Maqroll-Romane** 2005 im Unionsverlag erschienen sind.

Geboren in Bogotá, lebt der Autor heute in Mexiko-Stadt, im Jahr 2001 war er mit der angesehensten literarischen Auszeichnung der spanischsprachigen Welt, dem Premio Cervantes, geehrt worden.

**Mario Vargas Llosa [Peru]**

erhielt den **Freiheitspreis der Friedrich-Naumann-Stiftung**. Die alle zwei Jahre vergebene Auszeichnung wurde am 8. November 2008 in der bis auf den letzten Platz besetzten Frankfurter Paulskirche verliehen. Die Stiftung, deren Vorsitz Wolfgang Gerhardt inne hat, ehrt damit nicht nur das literarische Werk Vargas Llosas – sein letztes Buch **Das böse Mädchen** erschien in der Übersetzung von Elke Wehr 2006 bei Suhrkamp –, sondern auch sein Engagement für liberale Werte und mehr Bürgerrechte in Lateinamerika. Gerhardt nannte Vargas Llosa „einen politischen Intellektuellen im besten Sinne: Er ist phantasievoll und gradlinig, umfassend gebildet und meinungsstark, mutig und offensiv“.

**Cristina Peri Rossi [Uruguay]**

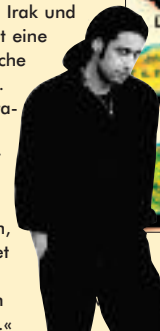
wurde für ihren Gedichtband **Play Station** mit dem **Premio Loewe** ausgezeichnet. Dieser vor 21 Jahren geschaffene und mit 20.000 Euro dotierte Literaturpreis geht zum ersten Mal an eine Frau, an eine ausgezeichnete Lyrikerin. Peri Rossi veröffentlicht nicht nur Gedichte sondern auch Erzählungen, Essays und Romane.

In der deutschen Übersetzung von Lisa Grüneisen erschien von ihr zuletzt im Dörlemann Verlag 2008 **Endlich allein! Eine Geschichte der Liebe in fünfzehn Episoden**. Peri Rossi wurde 1941 in Montevideo geboren, 1972 ging sie aufgrund der zunehmenden Unterdrückung in Uruguay ins Exil nach Barcelona.

**Beweglich im Büchermeer**

**Abbas Khider DER FALSCHER INDER**

Rasul Hamid flieht aus dem Irak und durchlebt eine neuzeitliche Odyssee. »Ein fantasievolles Spiel mit Erzählstil und Perspektiven, gewidmet die eine Tod noch träumen.« Gebunden mit SU, € 16,00



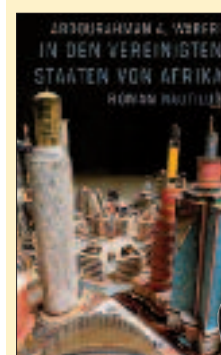
all denjenigen, Sekunde vor dem von zwei Flügeln Bayerischer Rundfunk

**Subcomandante Marcos KASSENSTURZ**

Anlässlich des 15. Jahrestags des zapatistischen Aufstands am 1. Januar 1994 berichtet Subcomandante Marcos über die bisherige Geschichte des Widerstands in Chiapas und spricht erstmals ausführlich über die neuen sozialen und linken Bewegungen in Lateinamerika. Broschiert, 160 Seiten, € 13,90



**Abdourahman A. Waberi IN DEN VEREINIGTEN STAATEN VON AFRIKA**



Afrika beherrscht die Welt, in Europa und Nordamerika herrschen Hunger und Krieg ... »Eine ungewöhnliche Satire, die der Welt den Spiegel vorhält, indem



sie diese auf den Kopf stellt.« Ilija Trojanow Gebunden, € 16,00

**Edition Nautilus**

Jetzt im Buchhandel | www.edition-nautilus.de

## Hoffnung lauert überall

Die Geschichte vom Aufstand des Mahdi, des „Rechtgeleiteten“, gegen die Übermacht einer Allianz von Engländern und Ägyptern im Sudan ist ein Stoff, mit dem der Autor Jamal Mahjoub Leser und Leserinnen fasziniert. **Die Stunde der Zeichen** ist sein dritter auf Deutsch erschienener Roman. Können historische Romane wirklich spannend sein? Vor allem, wenn das Vorwissen, die Grundlagen zum Verständnis der Geschichte des Landes fehlen? Es ist verblüffend, aber dieses Buch hat einen Sog, dem man sich nicht entziehen kann. Mythos, Magie und ein Drittes, der Sufismus, d.h. die islamische Mystik, sind wichtige Elemente der Erzählstruktur; Zauberei und Legendäres machen die Attraktivität aus, werden jedoch immer mal wieder von der Ratio in Frage gestellt – und ironisiert. Sagenumwobenes und tiefe Spiritualität vertragen sich erstaunlich gut mit den Fakten. Vorzeichen wie zum Beispiel eine schnee-weiße Eule oder die epileptischen Anfälle einer Frau namens Noon kehren vom Prolog und dem ersten Kapitel „Am Weißen Nil im Sudan – am 12. August 1881“ an bis zum Schluss leitmotivisch wieder. Um die Jahrhundertwende sind es dann die Signale der Eisenbahn in diesem „Krieg zwischen dem Gestern und Morgen“, welche die Omen ablösen. Und so werden zwei Jahrzehnte detailgetreu gegenüber Land und Leuten, Rebellen und Widersachern behandelt, und die Geschichte endet auf der Schwelle vom 19. zum 20. Jahrhundert, als manches, wenn auch nur scheinbar, wieder im rechten Gleis ist. Da hat sich einer der jungen Kämpfer aus den 1880er Jahren als Stationsvorsteher an der jüngst erbauten Eisenbahnlinie etabliert und erklärt einen Derwischprediger – Hawi, einer der Protagonisten des Romans – schroff zum Verrückten, ohne zu wissen, dass die Frau, die den Asketen begleitet, eine armselige Erscheinung, jene Noon ist, der er selbst einst zur Flucht aus dem Bordell verholpen hat.

**Die Stunde der Zeichen** ist als erster Band der neuen, von Ilija Trojanow herausgegebenen Reihe „Weltlese“ erschienen, und man ist versucht, den Titel von Trojanows Roman **Die Welt ist groß und Rettung lauert überall** (Hanser, 1996) abzuwandeln, als Kompliment



für die Wahl dieses Buchs. Die Rettung liegt in der Hoffnung auf gute erzählende Literatur, mit der die Diversität der unterschiedlichen Welten und Perspektiven mit viel Phantasie zur Sprache gebracht wird. Der Autor Jamal Mahjoub kennt sich im Sudan wie in Europa aus, 1960 als Sohn einer Engländerin und eines Sudaners geboren, in Liverpool und Khartum aufgewachsen, studierte er u. a. Geologie in Sheffield/Yorkshire und lebt heute als Schriftsteller in Barcelona. Auch zur Wahl des Übersetzers ist der Verlag zu beglückwünschen. Zu kritisieren bleibt nur eins: Ein Nachwort fehlt. Bei aller Liebe zu der gelungenen Darstellung des Mahdi-Aufstands – ein Kommentar zu den historisch belegten Ereignissen würde die Lektüre dann doch erleichtern.

Monika Carbe

**Jamal Mahjoub [Großbritannien/Sudan]**

**Die Stunde der Zeichen. Roman**

*In the Hour of Signs, 1996*

*Aus dem Englischen von Thomas Brückner*

Edition Büchergilde / Weltlese

(Hg. Ilija Trojanow), Frankfurt am Main 2008

368 S.; EUR 19.90

ISBN 978-3-940111-53-1

Siehe Platz 2 der litprom-Bestenliste

**Weltempfänger**

## Unwirtliche Heimstätten

Als Stipendiatin der Akademie Schloss Solitude verfasste die südafrikanische Autorin Henrietta Rose-Innes (\*1971) den Erzählungsband **Dream Homes**. Ob es sich dabei um geträumte Heimat handelt, um phantasierte Heimstätten, um eine Traumheimat oder um eine Heimat in den Träumen – Rose-Innes Texte bewegen sich zwischen diesen Definitionen, lassen sich auf keinen bestimmten Raum festlegen, entziehen sich der räumlichen Fassbarkeit.

Gewidmet sind die acht Schnapsschüsse und Kurzgeschichten der Stadt Kapstadt. Gelegen am Zusammenfluss zweier Ozeane, markiert durch die Silhouette des Tafelbergs, meint man, mit diesem vertrauten Bild die Stadt zu kennen. Rose-Innes geht es aber darum, die Ecken und Flecken der Stadt zu zeigen, die sich der ersten Wahrnehmung entziehen und einen Rest von Wildheit und Unbehautheit behaupten.

Rose-Innes Vorbilder sind unverkennbar: So wie Ivan Vladislavić die Metropole Johannesburg aus dem Blickwinkel eines Flaneurs beschreibt und anhand kleinster Details den Wandel Südafrikas sichtbar macht, so will sich Rose-Innes Kapstadt erschließen. Und so, wie Rose-Innes einstiger Lehrer J.M. Coetzee Südafrika als ein Land des Gegensatzes aus geografisch erschlossenem und unzugänglichem, unwirtlichem Land darstellte, so entdeckt Rose-Innes auf ihren mentalen Streifzügen durch Kapstadt immer wieder Brüche in der Ordnung einer Zivilisation, die am Kap nur oberflächlich präsent zu sein scheint.

So lesen sich ihre Kurzgeschichten, als fielen ihre Protagonisten stets aus ihrer Wirklichkeit und aus ihrer Zeit. In „Die Leopardenfalle“ umschließt die Hauptfigur plötzlich Dunkelheit und Enge, und auch „Schlimme Orte“ schildert die Begegnung mit einer vollkommen anderen und gewaltvollen Welt inmitten des eigenen Lebensraums. Dies gilt auch für den schmalen Grat zwischen Leben und Tod – nur Sekunden sind es, ein nur in Nuancen variiertes Ritual, das den Unfalltod eines Boxers in „Promenade“ verursacht.

Rose-Innes hat Archäologie studiert, und ihre Geschichten lesen sich auch als Versuche, aus Bruchstücken etwas Ganzes zu formen. In



„Porzellan“ ist das eine Vase aus Fundstücken, die von dem Bemühen spricht, das zerstörte Leben einer Frau doch noch zusammenzusetzen. Die Erzählungen sind mehr als doppelbödig, sind Abbilder weniger einer Wirklichkeit als von Angst-, Phantasie- und Wunschräumen. Rose-Innes ist sich über diese Komponenten ihres Schreibens bewusst, wie sie in den beiden (als Vor- und als Nachwort geltenden) Geschichten „Zehn Standorte“ und „Stadt in klein“ zu erkennen gibt. Die Atmosphäre ihrer Literatur speist sich aus Wehmut, Trauer und Vergänglichkeit und kündigt so von der Suche nach einer Bleibe, einer Identität, einer Heimat. Mit dem Gefühl, nicht dazu zu gehören, das Rose-Innes Geschichten vermitteln, gibt die Autorin ein bezeichnendes Abbild für den Wandel in Südafrika, wo offenbar viele Menschen unterwegs und auf der Suche sind, und wo weniger das Wohin benannt werden kann als vielmehr das Woher. Diesen besonderen Tonfall hat die Übersetzerin gut wiedergegeben – schade nur, dass einige Nachlässigkeiten im Lektorat, Wortdoppelungen gegen Buchende etwa, den sonst optimalen Gesamteindruck ein klein wenig schmälern.

Manfred Loimeier

**Henrietta Rose-Innes [Südafrika]**  
**Dream Homes. Schnapsschüsse und**  
**Kurzgeschichten aus Kapstadt**

*Dream Homes, 2008*

*Aus dem Englischen von Susanne Hartmann-*  
*Olpak*

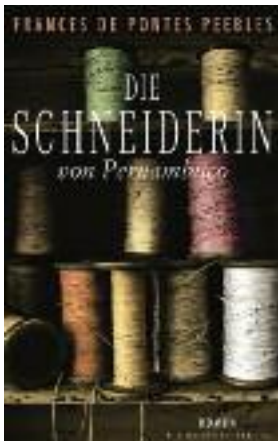
Merz & Solitude, Stuttgart 2008  
120 Seiten; EUR 15.00, sFr. 25.00  
ISBN 3-937158-38-9

## Arme Mädchen vom Land

Brasilien macht den halben südamerikanischen Kontinent aus, doch literarisch sind die kleineren, spanischsprachigen Nachbarländer hierzulande erheblich besser vertreten als die Regionalmacht. Auch **Die Schneiderin von Pernambuco** hat den Umweg über die USA genommen, denn die Autorin Frances de Pontes Peebles ist bereits als Kind dorthin ausgewandert, und sie hat ihren Erstling auf Englisch verfasst.

De Pontes Peebles ist mit dem Roman um die beiden Schwestern Luzia und Emilia dos Santos aus dem Dorf Taquaritinga ein Buch gelungen, das man trotz seiner 766 Seiten nicht aus der Hand legt, weil es nicht nur unterhält, sondern vor allem viel über den armen Nordosten Brasiliens und dessen Geschichte vermittelt. Zwar ist **Die Schneiderin von Pernambuco** in den Zwanziger- und Dreißigerjahren des letzten Jahrhunderts angesiedelt, doch bis heute hat sich nichts daran geändert, dass weite Landstriche des Nordostens von langen Dürreperioden heimgesucht werden. Dort sterben bis heute die Viehherden, leiden bis heute viele Menschen Hunger, wenn der Regen ausbleibt. Reist man durch die Caatinga, den Trockenwald des Nordostens, findet man viele Dörfer noch so vor, wie de Pontes Peebles sie darstellt: arm, rückständig, von der Welt abgeschnitten. Und die Demokratie hat auch die im Roman beschriebenen politischen Machtverhältnisse noch nicht überall verändert. In abgelegenen Gegenden hat der Großgrundbesitzer oftmals immer noch das Sagen, wie der Colonel, für dessen Familie die halbwüchsigen Schwestern dos Santos unter der Ägide ihrer Mutter als Schneiderinnen arbeiten.

Für arme Mädchen vom Land hält das Schicksal zwei Optionen bereit – sie heiraten oder finden im Haushalt reicher Leute eine Stellung. Luzia, die die meisten Männer um Haupteslänge übertrifft und durch einen steifen Arm behindert ist, sieht deshalb ihre Chance gekommen, als eine Gruppe von Cangaceiros ihr Dorf überfällt, sich dieser Diebesbande anzuschließen, und Emilia glaubt sich am Ziel ihrer Wünsche, als sie im Hause des Colonel Degas kennenlernt und dieser sie als seine Frau in die Provinzhauptstadt



Recife mitnimmt. Kapitelweise beobachtet die Erzählerin mal Luzia und ihre Bande bei ihren endlosen Märschen durch die Caatinga und mal Emilia in ihrer neuen, vornehmen Familie. Ein zufriedenes Leben ist keiner von beiden beschieden. Luzia – für die zweifellos Maria Bonita, die erste, legendäre *Cangaceira* Modell gestanden hat – erlebt die Liebe, die Emilia an der Seite ihres, wie sich herausstellt, homosexuellen Ehemannes versagt bleibt, doch es sind der Krieg zwischen Cangaceiros und Colonels sowie die Unbilden des Lebens in der Wildnis der Caatinga, die ihr Dasein bestimmen. Emilia dagegen ist endlich der ersehnte Luxus beschieden, aber die hohlen Riten einer oberflächlichen Klassengesellschaft vergällen ihr die Freude daran.

Frances de Pontes Peebles hat Luzias Abenteuer und Emilias Kampf um gesellschaftliches Ansehen zu einer Familiensaga verdichtet, die an die frühen Romane Isabel Allendes erinnert: gut recherchiert, flüssig geschrieben und niemals langweilig.

Eva Karnofsky

**Frances de Pontes Peebles**  
**Die Schneiderin von Pernambuco. Roman**  
*The Seamstress, 2008*  
*Aus dem Amerikanischen von Stefanie Röder*  
 Bloomsbury, Berlin 2008  
 766 Seiten; EUR 22.00  
 ISBN 978-3-8270-0555-7

## Der alte Mann und der Krieg

Kann man über einen bewaffneten Konflikt, der seit vielen Jahren das Bild von Kolumbien beherrscht und über den bereits alles gesagt scheint, noch etwas Neues schreiben? Evelio Rosero ist es gelungen, und mehr noch, er hat die grauenvolle, ausweglos erscheinende kolumbianische Wirklichkeit in einen ganz wunderbaren, einmaligen Roman überführt, der nichts beschönigt, von all der Gewalt, dem Schrecken und der Angst erzählt, und dabei gleichzeitig große Literatur geschaffen hat. Der Protagonist des Romans, der ehemalige Lehrer Ismael, erwartet vom Leben nicht mehr, als in Ruhe die Zeit mit seiner Frau Otilia verbringen und hin und wieder schönen Frauen nachschauen zu können. Genau wie die meisten anderen Bewohner des kleinen Dorfes San José irgendwo in den kolumbianischen Bergen versucht er, inmitten der alltäglichen Bedrohung ein „normales“ Leben zu führen. Auf seinen Spaziergängen durch das Dorf lernen wir nach und nach einige der Bewohner San Josés kennen: seine schöne Nachbarin, die er so gerne im Garten beobachtet, den Barbesitzer Chepe, einen kauzigen Empanada-Verkäufer, einen Wunderheiler und Menschen, deren Angehörige teils vor Jahren von der Guerilla oder von Paramilitärs verschleppt wurden und die nicht wissen, wovon sie das geforderte Lösegeld bezahlen sollen. Das alles ist alltägliche kolumbianische Realität, genauso wie die regelmäßigen bewaffneten Überfälle auf das Dorf. Ob es sich dabei um Vergeltungsaktionen oder neue Entführungen seitens der Guerilla oder der Paramilitärs handelt, spielt längst keine Rolle mehr für die „einfachen“ Leute, die zwischen den Fronten zerrieben werden, und auch das Militär stellt eher eine Bedrohung als einen Schutz dar. Ismael versucht, all das mit fast stoischer Ruhe hinzunehmen. Erst als der Mann seiner Nachbarin von Uniformierten entführt wird und seine Frau Otilia verschwindet, als sie ihn warnen will, da auch er bedroht scheint, beginnt mit der Suche nach seiner Frau eine alptraumhafte Odyssee für den alten Mann. Während immer mehr Bewohner das Dorf verlassen, verschleppt oder getötet werden, harrt Ismael aus und gerät von einer



grotesken Szene in die nächste, bis sich Realität und Wahn immer stärker vermischen. Letztlich hat der Strudel einer Gewalt, die längst keiner noch so geringen Logik mehr folgt und alles mit sich reißt, auch ihn erfasst.

**Zwischen den Fronten** ist kein explizit politischer Roman. Es ist nicht Roseros Intention, über die vielfältigen Ursachen und Entwicklungen eines jahrzehntelangen Konflikts aufzuklären, und er will auch keine Lösungsvorschläge anbieten. Sein Verdienst ist es vielmehr, den alltäglichen Wahnsinn in einem Land am Abgrund aufgezeigt und dabei große, stilistisch bestechende Literatur und einen Protagonisten, den man nicht so schnell vergessen wird, geschaffen zu haben.

Carsten Regling

**Evelio Rosero [Kolumbien]**  
**Zwischen den Fronten. Roman**  
*Los ejércitos, 2007.*

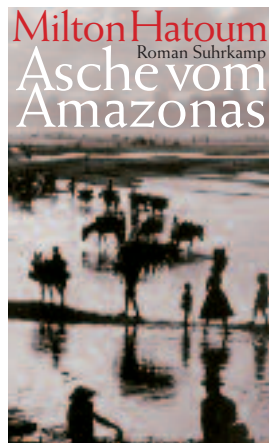
*Aus dem Spanischen von Matthias Strobel.*  
 Berlin Verlag, Berlin 2008  
 175 Seiten; EUR 19.90  
 ISBN 978-3-8270-0765-0

Siehe Platz 5 der litprom-Bestenliste  
**Weltempfänger**

## Verfall einer Familie, erzählt von einem Freund

Manaus ist der Schauplatz von Milton Hatoums **Asche vom Amazonas** und wenn die Lektüre zunächst Bilder aus Werner Herzogs Film *Fitzcarraldo* wachruft, vom brasilianischen Regenwald und von Klaus Kinski im weißen Anzug auf einem Boot, so zeigt sich bald, dass es dem Autor nicht um den Kampf des Menschen mit der Natur geht, sondern um zwischenmenschliche Beziehungen. Lavo, der Ich-Erzähler, wächst im Haus seiner Tante und seines Onkels auf. Seine eigene Lebensgeschichte teilt er jedoch nur in groben Zügen mit, seine Rolle ist die eines Chronisten, der den Zerfall einer Familie nachzeichnet. Dabei hat **Asche vom Amazonas** insgesamt mehr von **Doktor Faustus** als von den **Buddenbrooks**.

Im Mittelpunkt der Geschichte steht Lavos Freund Mundo, ein Künstler, dessen Leben vor dem Hintergrund der Geschichte Brasiliens im 20. Jahrhundert erzählt wird – ähnlich wie bei Thomas Mann schreibt hier ein sachlicher, bürgerlicher Mensch die Biographie seines genialen Freundes. Dazwischen geschnitten sind Aufzeichnungen von Mundos Onkel Ranulfo, der mit Mundos Mutter Alicia ein Liebesverhältnis hatte, bevor diese den reichen Textilfabrikanten Jano heiratete. Dessen Wunsch nach einem Stammhalter für seine Baumwollfirma entspricht Mundo jedoch nicht. Er verachtet seinen Vater und die Ablehnung gelangt auch in seiner Kunst zum Ausdruck. „Ich merkte, daß er Mühe hatte, die rechte Hand zu bewegen, die Hand, mit der er lediglich die Mutter zeichnete, die Fläche, wo der Vater sich befand, blieb leer, ein weißer Fleck“, heißt es einmal, in Vorausdeutung auf ein Geheimnis in der Familiengeschichte. Der Konflikt zwischen Vater und Sohn steigert sich bis zu einem gegenseitigen Vernichtungswillen. Mundo fliegt von zwei Schulen und von der Militärakademie, nachdem er die Obrigkeit mit einem schockierenden Kunstwerk gegen sich aufgebracht hat, in dem sich Rebellion gegen den Vater und Protest gegen das Regime verbinden. Nach Janos Tod verfällt Alicia der Spielsucht und dem Alkohol, Mundo überwirft sich mit seinem Mentor Arana, als der sich konven-



tioneller und finanziell einträglicherer Kunst zuwendet, und geht nach Europa. Lavo wird Anwalt. Vom Schicksal seines Freundes in Berlin und London erfährt er aus Briefen, den letzten erhält er von dessen Sterbebett aus. Milton Hatoum (\*1952) zählt heute zu den renommiertesten Autoren Brasiliens, er hat zahlreiche Auszeichnungen erhalten, und trotzdem: Dass Lavo als Figur keinerlei Profil gewinnt, erklärt sich noch daraus, dass er als Erzähler völlig hinter Mundo zurücktritt, doch auch die heißblütige Alicia, der unangepasste Mundo, der prosaische Kaufmann Jano und der Tagesdieb Ranulfo bleiben typenhaft. Das Familiengeheimnis wird erst auf der letzten Seite gelüftet und ein bisschen wirkt es, als habe der Autor befürchtet, der Leser könnte das Buch sonst schon vorher aus der Hand legen. Wer aber wirklich nur deshalb durchgehalten hat, dürfte sich vom Ende kaum angemessen belohnt fühlen.

Andreas Martin Widmann

### Milton Hatoum [Brasilien]

#### **Asche vom Amazonas**

*Cinzas do Norte, 2005*

*Aus dem brasilianischen Portugiesisch von Karin von Schweder-Schreiner*

Suhrkamp, Frankfurt a. M. 2008

298 Seiten; EUR 24.80, sFr. 42.50

ISBN 978-3-518-42015-7

## Gestrandet im Leben und im Tod

Zehn Wasserleichen, fünfzig, hundert? Wie viele dürfen es denn sein? Fast täglich wird über Flüchtlinge berichtet, die im Mittelmeer ertrinken, Menschen, die im Grunde nichts anderes wollen, als das ihnen zustehende Menschenrecht auf Bewegungsfreiheit wahrzunehmen, die das aber nicht können, weil Europa dicht macht. Auch wenn man noch so sensibel ist, man kann kaum anders als abstumpfen angesichts des fortwährenden Zählens der Toten, und man kennt sie auswendig, die immer gleichen Erklärungsversuche der Berichterstatter, die gebetsmühlenartig das Lied von der Armut und der Perspektivlosigkeit wiederholen – so als ob jeder, der wenig oder nichts besitzt, deshalb gleich sein Leben aufs Spiel setzen würde. Das gestanzte Sprechen führt dazu, dass die unerhörten Begebenheiten mit der Zeit immer irrealer und fiktiver wirken, viel zu weit entfernt, als dass man sich noch die Mühe machte, nach den einzelnen Schicksalen, nach der Vielfalt der Beweggründe oder gar nach der immensen Trauer zu fragen, mit der die direkt Beteiligten fertig werden müssen. Youssouf Amine Elalamy lässt einen jedoch nicht so leicht davon kommen. Er reißt den Leser aus dem sicheren Kokon der Klischees, packt ihn im Nacken wie einen jungen Hund und taucht ihn mit der Nase mitten hinein in die komplizierte Wirklichkeit, in „Wörter, die Sachen erzählen, die sich dann auch zutragen; Wörter, die Flecken hinterlassen, die nicht mehr verschwinden“. Ausgangspunkt der Geschehnisse ist Bnidar, ein winziges Dorf irgendwo an der marokkanischen Mittelmeerküste. Hier treffen sich an einem Aprilsonntag nach Einbruch der Dunkelheit zwölf Männer und eine schwangere Frau, um mit einem Seelenverkäufer nach Spanien überzusetzen. Jeder bringt seine eigene unverwechselbare Geschichte mit. Doch alle haben etwas sehr Existentielles gemeinsam: das verborgene Ringen um Respekt vor ihrer menschlichen Würde und die immense Sehnsucht nach Freiheit. Da ist der Drogenhändler Jaafar, aufgewachsen in einem Slum in Tanger, der eines Tages mit einer hohen Mauer umbaut wird, damit die Reichen nebenan das Elend nicht



mehr sehen. Oder Chama, die unverheiratet schwanger ist und Angst vor der Verstoßung durch ihre Familie hat. Oder der dicke Momo, der wegen seiner Körperfülle gemobbt wurde, und der sich schämt, weil er nicht den Mut aufbrachte, gemeinsam mit anderen gegen die soziale Ungerechtigkeit zu protestieren. „Ich hätte nicht gedacht, dass ich mein Leben in einer einzigen Nacht durchqueren würde“, sagt Momo zu seiner Mutter. Und schließlich Louafi, den man wegen seiner langen Haare „das Mädchen“ nennt, und der vor Langeweile und Fernweh nicht mehr ein noch aus weiß. „Manchmal verbrenn ich mich, Mutter, um zu sehen, ob ich noch am Leben bin. Und weißt Du Mutter? Ich lebe noch genügend, um wegzugehen.“ Elalamys Figuren sind gestrandet – im Leben wie im Tod. Sie erzählen atemlos, fragmentarisch und oft heftig, aber auch mit einer großen Zärtlichkeit und Poesie. Der Autor, der bisher ein halbes Dutzend Romane verfasst hat, erhielt für dieses Buch den Prix Atlas, einen der höchsten marokkanischen Literaturpreise. Zu Recht.

Martina Sabra

**Youssouf Amine Elalamy [Marokko]**  
**Gestrandet**

*Le clandestins, 2002*  
*Aus dem Französischen von Barbara Gantner*  
Donata Kinzelbach Verlag, Mainz 2008  
145 Seiten; EUR 18.00  
ISBN 978-3-927069-91-6

Siehe Platz 6 der litprom-Bestenliste

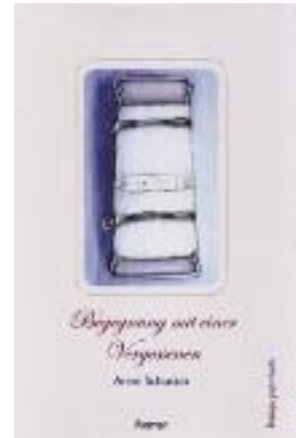
**Weltempfänger**

**Filmreifes Krimi-Juwel**

**Begegnung mit einer Vergessenen**, der Debütroman der Südafrikanerin Anne Schuster (\*1947), ist ein eher ungewöhnliches Buch, es könnte auch „Begegnung mit einer Versessenen“ heißen und in einer Krimi-Reihe geführt werden. Die Titelheldin verfolgt bis zum spannend-überraschenden Ende besessen ihren Weg.

Doch zunächst kommt dieses Buch harmlos daher. Es verschachtelt raffiniert drei Erzähl- und Handlungsstränge miteinander, vom Verlag zum leichteren Auseinanderhalten in unterschiedlichem Layout gesetzt. Das ist auch notwendig, weil es inhaltlich mächtig durcheinander geht und Tatsachen und Fiktion nahtlos ineinander übergehen. Viele geschilderte Begebenheiten sind Fakten aus der Welt der Psychiatrie und der Prostituiertenszene, so zum Beispiel ein Mord an einer jungen Kapstädter Prostituierten oder die Eintragungen in den Psychiatrieakten des Valkenberg Hospitals, aus denen die Protagonistin Anna vom Leben und Kampf ihrer 1893 für ein Jahr hospitalisierten Urgroßmutter erfährt. Aber auch weitere Figuren und Stimmen aus der Vergangenheit werden lebendig.

Die Handlung verläuft, wie gesagt, auf drei Ebenen: Da ist zunächst die Jetztzeit der Erzählperspektive von Anna Betrand, die in Kapstadt lebt und Sozial- und Ahnenforschung betreibt. Hier begegnet sie in den Archiven der Psychiatrie und der Stadt ihrer Urgroßmutter Maria Jacoba Schultz, deren Geheimnis sie langsam aufdeckt. Die zweite Ebene ist rund 100 Jahre früher angesiedelt – hier erinnert sich Maria in ihrem Bett liegend an ihr schweres Leben und ihre erotischen Abenteuer. In Faksimiles werden Zeitungsartikel nachgedruckt, die das Kapstadt von damals lebendig werden lassen. Anna schreibt gefühlvolle Briefe an ihre Urgroßmutter Maria, die der in Valkenberg tatsächlich für 53 Jahre hospitalisierten Dorothy Feather begegnet ist. Die dritte Ebene ist die der Werkstatt für kreatives Schreiben, in der Anna anhand der Übungsblätter, die in die Erzählstruktur eingebunden sind, versucht, sich der Vergangenheit zu nähern.



Der Übersetzerin ist es gut gelungen, die Atmosphäre der Zeit einzufangen. So spricht sie zum Beispiel korrekt von „Irrenanstalt“, ein Begriff, der damals für die psychiatrischen Asyle gebräuchlich war. Mit dem Titel **Begegnung mit einer Vergessenen** gelang ihr eine adäquate Übersetzung des tautologischen **Foolish Delusions** (etwa: Verrückter Wahn). Der Schluss sei hier natürlich nicht verraten. Aber vielleicht eine Anmerkung erlaubt: Der Roman taugt auch als Vorlage für einen Film. Kein geringeres Meisterwerk als „Wenn die Gondeln Trauer tragen“ könnte hier Pate stehen. Anne Schuster sollte den mittlerweile 80-jährigen Regisseur Nicholas Roeg fragen, ob er nicht Interesse an dem Stoff hat. Denn „jedes Kapitel birgt eine Schatzkiste voller Juwelen“, wie es im Oprah Magazine über ihr Buch heißt. Vielleicht liebt Roeg ja Juwelen.

Raimund Pousset

**Anne Schuster [Südafrika]**  
**Begegnung mit einer Vergessenen**

*Foolish Delusions, 2005*  
*Aus dem Englischen von Bettina Weiss*  
kalliope paperbacks, Heidelberg 2008  
212 Seiten; EUR 19.90  
ISBN 978-3-9710798-3-8

# der **ANDERE LITERATUR** klub



**Es sind die Wörter in den Büchern, die der Welt ihren Zusammenhalt verleihen**

*Alberto Manguel*

## **Der Andere Literaturklub**

ist eine Buchgemeinschaft der besonderen Art. Sie bietet den Leserinnen und Lesern interessante Neuerscheinungen zu einem Vorzugspreis und unterstützt mit mehr als 1800 Mitgliedern die Publikation der Bücher in deutscher Sprache.

## **Für nur EUR 65.- oder CHF 120.- pro Jahr erhalten Sie:**

- **vier ausgewählte Neuerscheinungen**  
von Autorinnen und Autoren aus Afrika, Asien und Lateinamerika in deutscher Übersetzung
- **die Zeitschrift *LiteraturNachrichten Afrika – Asien – Lateinamerika*,**  
die vierteljährlich über literarische Tendenzen und Literaturpolitik informiert, Autorinnen und Autoren mit Texten und Gesprächen vorstellt und neue Bücher rezensiert
- **Informationen und Einladungen** zu Lesungen und Tagungen
- **Gastmitgliedschaft in der Büchergilde** (ohne Kaufverpflichtung)

## **Der Andere Literaturklub**

wurde 1985 gegründet und ist eine nicht auf Gewinn ausgerichtete Initiative von **litprom**, der gemeinnützigen Gesellschaft zur Förderung der Literatur aus Afrika, Asien und Lateinamerika in Frankfurt und **artlink**, Büro für Kulturkooperation, in Bern.

**Die Mitgliedschaft** (EUR 65.-/CHF 120.-) verlängert sich automatisch um ein Jahr, wenn sie nicht bis zum 31. Oktober des laufenden Jahres gekündigt wird.

**Geschenkte Mitgliedschaften** gelten nur für das laufende Kalenderjahr. Wer eine Mitgliedschaft verschenkt (oder ein neues Mitglied wirbt), erhält ein literarisches Präsent.

**NEUE BÜCHER** 2009

Nathacha Appanah [Mauritius] **Der letzte Bruder** (Le dernier frère)

Sinan Antoon [Irak/USA] **Irakische Rhapsodie** (I'jaam)

Mohammed Hanif [Pakistan] **Eine Kiste explodierender Mangos** (A Case of Exploding Mangoes)

Teresa Ruiz Rosas [Peru] **Die verwandelte Frau** (La mujer cambiada)

## **Der Andere Literaturklub**

Postfach 10 01 16, 60001 Frankfurt

Reineckstr. 3

60313 Frankfurt

Tel. 069/2102-270/-143

E-Mail: [kassler@book-fair.com](mailto:kassler@book-fair.com)

[www.litprom.de/derandereliteraturklub](http://www.litprom.de/derandereliteraturklub)

## **Der Andere Literaturklub**

artlink, Büro für Kulturkooperation

Waisenhausplatz 30

Postfach 109, 3000 Bern 7

Tel. 031 311 62 60

E-Mail: [info@artlink.ch](mailto:info@artlink.ch)

[www.artlink.ch](http://www.artlink.ch)

**EDITION • LE MONDE** *diplomatique* 2008 - N°4 - [D]8,50 €

# Immer der Arbeit nach

Migration im Zeitalter der Globalisierung



## WO ES BESSER IST...

Sie machen die Globalisierung erst möglich – und sind ihre ersten Opfer.  
Sie verlassen ihre Familien – und unterstützen die Ökonomie ihrer Heimatländer.  
Migrantinnen und Migranten treiben das 21. Jahrhundert an.

*Juri Andruchowytch, Petra Dannecker, Eric Hobsbawm und Ilija Trojanow (u. a.) folgen den Wegen der Migration.*

.....  
**DAS NEUE HEFT DER EDITION LE MONDE DIPLOMATIQUE**

Bestellen Sie jetzt: [www.monde-diplomatique.de](http://www.monde-diplomatique.de) • Auch im Abo oder in Ihrer Buchhandlung

8,50 €, broschiert, 112 Seiten, ISBN 978-3-937683-20-1



**LE MONDE** *diplomatique*  
Der globale Blick

# Literatur

AFRIKA ASIEN LATEINAMERIKA

# Nachrichten

ISSN: 0935-7807  
PVSt: 63287  
25. Jahrg. Nr. 99  
Winter 2008  
€ 5,- | Fr. 7,-

## MEGA STÄDTE

### BUENOS AIRES

Ohne Poesie keine Stadt

von Andreas M. Widmann

### BOMBAY

Wo sonst gibt es  
so schöne Frauen?

von Kiran Nagarkar

## GESPRÄCH

Raúl Argemí [Argentinien]

Dass ich nicht tot bin, ist nur Zufall

## WELTEMPFÄNGER

litprom-Bestenliste

## PROSA

aus Korea und der

Demokratischen Republik Kongo

## POESIE

aus Mexiko

## REZENSIONEN

Bücher aus Brasilien, Kolumbien,

Marokko, Sudan / GB, Südafrika

